Initiative Nordend/Eschersheim

Dokumentation
2004

Die Verlegung von 47 Stolpersteinen des Künstlers Gunter Demnig
in Frankfurt am Main am 15. und 16. Oktober 2004

Stolpersteine des Künstlers Gunter Demnig

Frankfurt am Main, 15. und 16. Oktober 2004

Der Kölner Künstler Gunter Demnig verlegte am 15. und 16. Oktober 2004 in Frankfurt am Main weitere 47 Stolpersteine zum Gedenken an Opfer des Nationalsozialismus in Frankfurt. Die Steine wurden in den Stadtteilen Eschersheim, Ginnheim und Dornbusch, im Nordend und in der Innenstadt jeweils vor den ehemaligen Wohnhäusern, in einem Fall vor der ehemaligen Schule, in den Bürgersteig eingelassen. Sie erinnern an jüdische Bürgerinnen und Bürger, die deportiert und ermordet wurden, an politisch Verfolgte und in einem Fall an eine Überlebende, die wenige Wochen vor der Steinverlegung gestorben ist.

Demnig gestaltet und verlegt diese Steine zur Erinnerung an Opfer des Nazi-Regimes bundesweit, bisher mehr als 4.000 in über 550 Städten. Die Steine tragen Messingtafeln mit den Namen sowie den Geburts- und Sterbedaten der Opfer. Alle Steine sind über Patenschaften finanziert. Ein Stein kostet 95 Euro. Die ersten 15 Stolpersteine in Frankfurt waren im November 2003 im Nordend verlegt worden.

Die Verlegung der Stolpersteine begann mit einer Gedenkstunde in der Aula der Anne-Frank-Schule im Dornbusch, die von Schülerinnen und Schülern von zwei 10. Klassen gestaltet wurde und bei der Gunter Demnig über seine Arbeit berichtete. An der Feier nahmen auch Angehörige der Opfer teil, an die mit den Stolpersteinen erinnert wird. Bei einer Veranstaltung zum Abschluss der Verlegeaktion lasen Peter Heusch und von Marie-Luise. Steinschneider aus dem Nachlass von Adolf Moritz Steinschneider.

Wir erinnern an

Mathilde Cahn, Dr. Robert Cahn, Dr. Ludwig Reinheimer, Hanna Reutlinger, Gerd Reutlinger, Rolf Reutlinger (alle Roseggerstraße 17), Jella Held (Marbachweg 339), Alfred Max Hofmann, Babette Hofmann (alle Marbachweg 337), Dr. Ernst Kantorowicz, Margarete Kantorowicz, Marion Ellen Levita (alle Fuchshohl 67), Hermann Stern, Paula Stern (beide Landgraf Wilhelm Straße. 22), Rosa Grünbaum, Gerson Grünbaum, Alfred Grünbaum (alle Eschersheimer. Landstr. 405)

Bernhard Adler, Sophie Adler, Josef Braunschweiger, Cäcilia Braunschweiger, Nanni Katz, Gerty Katz, Samy Katz, Leopold Löwenthal, Settchen Neumann, Lina Neumann, Hugo Rothschild, Moses Max Speier, Josef Strauß, Brunhilde Strauss, Helene Strauss, Moritz Viktor, Irma Viktor, Kurt Viktor, Isidor Viktor, David Weichsel, Recha Weichsel, Herbert Weichsel (alle Hebelstraße 13)

Irene Kahn, Recha Mannheimer (beide Scheffelstraße 22), Balthasar Sauer (Allerheiligenstraße 26), Wilhelm Latsch (Stoltzestraße 14), Adolf Moritz Steinschneider (Untermainkai 20), Bernhard Becker (Schwarzburgstraße 50), Clara Stern (Fürstenberger Straße 139), Carola Domar (Elisabethenschule, Vogtstraße 35-37)

Initiative „Stolpersteine“

Anders als zentrale Gedenkstätten erinnern „Stolpersteine“ an Einzelschicksale und etablieren Orte der Erinnerung im nachbarschaftlichen Raum.

Ein Grund für den Arbeitskreis „Stolpersteine“ sich auf die Suche zu machen.
Denn das Erinnern beginnt lange vor der Verlegung der Steine und ist wesentlicher Teil der Recherche in der Nachbarschaft: Miteinander ins Gespräch zu kommen, Wissen auszutauschen, „Familiengedächtnisse“ zu befragen, Neues zu erfahren und sich dabei der Geschichte der eigenen Umgebung anzunähern. Um am Ende dieses Prozesses jener Umgebung ein Stück Erinnerung an ihre Geschichte zurück- und dieser Erinnerung einen Ort zu geben.

Nicht nur die Anonymität der Opfer aufzuheben, sondern auch diejenige der Tatorte ist ein Ziel des Arbeitskreises.

Denn es ist zunächst die unmittelbare Umgebung, die die zunehmende Ausgrenzung und Entrechtung der Opfer begleitet hat und aus deren Mitte sie vertrieben und deportiert wurden.
Schon in den neun langen Jahren, bevor Ende 1941 die systematischen Deportationen in Gettos, Konzentrations- und Vernichtungslager „im Osten“ beginnen, ist es diese Nachbarschaft, die sich angesichts der Berufs- und Ausbildungsverbote, der Zwangsarisierungen, der Stigmatisierung, des Novemberpogroms 1938 und vielem mehr positionieren musste. Hier sind die Wenigen zu finden, die sich zu helfen entschlossen, die Masse derer, die zusah und hinnahm, die Vielen, die profitierten und diejenigen, die Täter wurden. Es ist notwendiger Teil des Erinnerns, sich dessen bewusst zu bleiben.

Dabei steht das Einzelschicksal im Vordergrund: Sich Einzelner zu erinnern, nicht stellvertretend, sondern als individuelle Opfer.

Sich an Namen, an Menschen aus der eigenen Nachbarschaft zu erinnern, konkretisiert und belegt das historische Geschehen. Neben diesem aufklärenden Anliegen steht jedoch ein primäres Interesse: die Erinnerung an die konkrete Person, nicht beispielhaft und stellvertretend für Viele, sondern mit ihrem persönlichen Schicksal. Wir möchten als Nachbarn die Nachbarschaft aufmerksam machen. Eben dort, wo die Menschen lebten, wo sie nicht bleiben durften und vergessen wurden.

Deborah Krieg

Arbeitskreis
„Stolpersteine“
Eschersheim/Dornbusch
/Ginnheim

Die Orte der neuen „Stolpersteine“ in Frankfurt

Eschersheim / Dornbusch / Ginnheim

Roseggerstraße 17	Mathilde Cahn - Dr. Robert Cahn - Dr. Ludwig Reinheimer - Hanna Reutlinger - Gerd Reutlinger - Rolf Reutlinger -
Marbachweg 339	Jella Held
Marbachweg 337	Alfred Max Hofmann - Babette Hofmann
Fuchshohl 67	Dr. Ernst Kantorowicz - Margarete Kantorowicz - Marion Ellen Levita
Landgraf Wilhelm Straße 22	Hermann Stern - Paula Stern
Eschersheimer Landstraße 405	Rosa Grünbaum - Gerson Grünbaum - Alfred Grünbaum

Nordend / Innenstadt

Hebelstraße 13:	Bernhard Adler - Sophie Adler - Josef Braunschweiger - Cäcilia Braunschweiger - Nanni Katz - Gerty Katz - Samy Katz - Leopold Löwenthal - Settchen Neumann - Lina Neumann - Hugo Rothschild - Moses Max Speier - Josef Strauß - Brunhilde Strauss - Helene Strauss - Moritz Viktor - Irma Viktor - Kurt Viktor -Isidor Viktor - David Weichsel - Recha Weichsel - Herbert Weichsel
Scheffelstraße 22	Irene Kahn - Recha Mannheimer
Allerheiligenstraße 26	Balthasar Sauer
Stoltzestraße 14	Wilhelm Latsch
Untermainkai 20	Adolf Moritz Steinschneider
Schwarzburgstraße 50	Bernhard Becker
Fürstenberger Straße 139	Clara Stern
Elisabethenschule, Vogtstraße 35-37	Carola Domar

Die schwersten Wege

Von Hilde Domin

für R. H.

Die schwersten Wege
werden alleine gegangen,
die Enttäuschung, der Verlust,
das Opfer,
sind einsam.
Selbst der Tote der jedem Ruf antwortet
und sich keiner Bitte versagt
steht uns nicht bei
und sieht zu
ob wir es vermögen.
Die Hände der Lebenden die sich
ausstrecken
ohne uns zu erreichen
sind wie die Äste der Bäume im Winter.
Alle Vögel schweigen.
Man hört nur den eigenen Schritt
und den Schritt den der Fuß
noch nicht gegangen ist aber gehen wird.
Stehenbleiben und sich Umdrehen
hilft nicht. Es muß
gegangen sein.

Nimm eine Kerze in die Hand
wie in den Katakomben,
das kleine Licht atmet kaum.
Und doch, wenn du lange gegangen bist,
bleibt das Wunder nicht aus,
weil das Wunder immer geschieht,
und weil wir ohne die Gnade
nicht leben können:
die Kerze wird hell vom freien Atem des
Tags,
du bläst sie lächelnd aus
wenn du in die Sonne trittst
und unter den blühenden Gärten
die Stadt vor dir liegt,
und in deinem Hause
dir der Tisch weiß gedeckt ist.
Und die verlierbaren Lebenden
und die unverlierbaren Toten
dir das Brot brechen und den Wein reichen
und du ihre Stimmen wieder hörst
ganz nahe
bei deinem Herzen.

Großvaters Umarmung

Unbekannter Autor

Von seinem ganzen Vermögen,
blieb mir nur der Stuhl meines Großvaters.
Ein Stuhl im alten Stil,
mit Armlehnen, abgerundet,
die mir das Gefühl geben,
dass mein Großvater,
den ich niemals kannte,
mich in seinen Armen hält.

Und wenn Leute zu mir kommen,
mit schmerzender Seele,
sitze ich im Stuhl meines Großvaters,
und schenke ihnen nur
die Umarmung meines Großvaters,
den ich niemals kannte.

Beide Gedichte wurden bei der Gedenkstunde am 15. Oktober von SchülerInnen der Anne-Frank-Schule vorgetragen

Roseggerstraße 17

DR. ROBERT MAXIMILIAN CAHN und seine Ehefrau MATHILDE ROSA CAHN, geborene Rothbarth

Dr. Robert Cahn wurde am 27.April 1881 in Frankfurt a.M. geboren; seine Frau war ebenfalls gebürtige Frankfurterin. Sie wurde am 25.12.1895 geboren. Seit dem 22.10.1919 waren sie verheiratet und hatten zwei Kinder:
- der Sohn Franz Robert Cahn, geboren am 5.8.1920 in Frankfurt. Er emigrierte mit 16 Jahren im April 1936 nach England; später wanderte er nach Kanada aus, wo er im Jahre 2003 starb;
- die Tochter Mathilde Katharina Cahn, geboren am 21.7.1925 in Frankfurt. Vierzehnjährig kann sie am 6.7.1939 mit einem „Kindertransport“ nach England entkommen.

Robert Cahn studierte Jura, promovierte und arbeitete als Jurist und Prokurist bei der Frankfurter Privat-Telefon-Gesellschaft GmbH, bis diese 1938 arisiert wurde. Nach Mietwohnungen in der Eschersheimer Landstr. 10, Im Trutz und in der Grillparzer-Str. 52 gelingt ihm im Jahre 1927 der Bau eines eigenen Hauses in der Mörikestr. 3. Laut Grundbucheintrag wohnt er hier mit seiner Familie vom 29.April 1927 bis 1938. Dann muss er das Haus verkaufen. Am 15.6.1939 ziehen Dr. Robert Cahn, seine Frau Mathilde und seine Tochter Mathilde in das Haus der Großeltern mütterlicherseits, in die Roseggerstr. 17. Der Sohn Franz erinnert sich in einem Brief vom 13. Juni 1998 an Frau Gürsching an beide Häuser, die er bei einem Besuch in Frankfurt nach dem Kriege sah:

„Vor einigen Jahren sah ich mir das Haus Moerikestrasse von aussen an und, nach vielen Jahren, war es eine Kuriosität. Für uns, als 1927 Neubau war es recht prächtig. Ich erinnere mich noch das im Bau befindliche Treppenhaus zu besichtigen, und zwar auf dem Grundstück des Architekten Benzing an der Neumannstrasse, nördlich der Hügelstrasse.

Mehr beeindruckt war ich von dem Grosselternhaus Roseggerstrasse 17, das Schloesschen, das heute noch im Hauptstein über dem Haupteingang die Inschrift 'Rina' hat, also Rina Rothbarth, meine Grossmutter. Die zogen 1911 dort ein, also kurz nach der Elektrifizierung der 'Knochemihl', der historischen Dampfbahn Eschersheimer Turm-Eschersheim, nach der

Aussage eingeleisig mit nur einer Ausweiche an der Hundswiese, die ich noch vor der Bebauung gut kannte.“

Die Akten der NS-Ortsgruppe Dornbusch, Zelle 08, die eine der wenigen erhaltenen Ortsgruppenakten darstellt, gibt einen Einblick in die Schikanen, denen die Juden nach den Nürnberger Gesetzen, insbesondere ab 1938 ausgesetzt waren. Sie weisen den Namen Cahn mehrfach aus.

Am 10.10.1938 berichtet der Zellenleiter:

„Betr. Karte an Heinz Kahn, Luxemburg. In meiner Zelle wohnt in der Mörickestr. 3 der jüdische Rechtsanwalt Dr. Robert Cahn. Dessen Ehefrau heisst mit Vornamen Mathilde und es ist gut möglich...', dass sie die Karte nach Luxemburg geschrieben hat“.

Ob der Zellenleiter den Dichter Mörike gekannt hat? Er schreibt den Namen falsch. Am 8.9.1941 meldet der Zellenleiter, dass die arische Hausangestellte durch eine jüdische ersetzt worden sei. Am 12.9.1941 meldet er, dass Dr. Robert Israel Cahn weder ein Fahrrad noch eine Schreibmaschine zu Hause habe.
Dann findet sich noch eine Meldung ohne Datumsangabe.
„Meldung
In meinem Block wohnt im Mörikestr. 3 eine Familie Cahn, die früher Juden waren, heute aber freireligieus sind. Sonst keine Juden.
Heil Hitler!
Mohr Blockleiter.“

Dazu schreibt der Sohn in dem bereits oben zitierten Brief an Frau Gürsching:

„Meine Eltern waren übrigens nie dem Glauben nach Juden und ich selbst verstehe davon so gut wie nichts. Das ist keine Abwendung, sondern Tatsache.“

Dennoch werden sie von den Nationalsozialisten als Juden eingestuft und wie Juden behandelt.

Mit der dritten großen Deportation aus Frankfurt a.M. am 22.11.1941 wurden auch Dr. Robert und Mathilde Cahn verschleppt. Der Bestimmungsort war das Getto Riga. Dieser Transport wurde aber wegen Überfüllung des dortigen Gettos nach Kaunas/Kowno umgeleitet, wo die Frankfurter Deportierten, damit wohl auch das Ehepaar Cahn, am 25.11.1941 ermordet wurden.

Quellen:
- Doris Cahn-Hauck, Groß-Cousine von Franz Robert Cahn
- Datenbank des Jüdischen Museums in Frankfurt a.M.
- Fritz Bauer Institut (Hg) in Zusammenarbeit mit der HILF-Außenstelle Friedberg, Schulwettbewerb „Sie wohnten nebenan ... Juden in Frankfurt a.M.“, S.34-45

Magdalene Simon, Arbeitskreis „Stolpersteine“ Eschersheim/Dornbusch/Ginnheim

Roseggerstraße 17

DR. LUDWIG REINHEIMER, geb. 26.04.1894 in Landstuhl (Pfalz), umgekommen im Februar 1945 im KZ Flossenbürg

Ludwig Reinheimer hatte 1913 ein Medizinstudium in Heidelberg begonnen, das er mit sehr gutem Examen am 28. März 1920 abschloss. Die Promotion erfolgte ein Jahr später. Von April 1920 bis März 1921 arbeitete er als Volontär bei Prof. Dr. Ludloff an der Orthopäd. Klinik Friedrichsheim. Ab 15. März 1921 war er Assistent im Gesundheitsamt. Seit 1923 war er Stadtarzt und wurde am 1. April 1928 Beamter. Von 1914 bis 1918 hat er als Soldat am Ersten Weltkrieg teilgenommen und war mit dem Verwundetenabzeichen in Schwarz ausgezeichnet worden.

Dr. Ludwig Reinheimer, Anfang der 30er Jahre

Nach seiner Heirat mit einer Christin lebte er mehr als 14 Jahre in der Niersteiner Str. 17. Danach Zwangsumzug in die Eschersheimer Landstr. 405 und erneuter Zwangsumzug in die Roseggerstr. 17. Hier wohnte er vom 1. April 1939 bis zum 13.2.1943.
1935 wurde Dr. Reinheimer zwangsweise in den Ruhestand versetzt. Nach dem November-pogrom 1938 brachte man ihn für 4 Wochen in das KZ Buchenwald. Am 13. Februar 1943 wurde er zu einem Verhör bei der Geheimen Staatspolizei in die Lindenstraße bestellt, von dort in das Gefängnis Klapperfeldstraße gebracht und dann in das Arbeitserziehungslager Heddernheim verschleppt. Dort arbeitete er als Arzt. Am 18. September 1944 wurde er in das KZ Groß-Rosen deportiert, am 14. Februar 1945 in das KZ-Außenkommando Leitmeritz verlegt und von dort nach 10 Tagen in das KZ Flossenbürg deportiert. Dort starb er 1945 nach Vermutungen von Angehörigen an einer Epidemie.

Dokument:
der Personalamtsleiter an den Oberbürgermeister, 15.10.1935:
Betr.: Beurlaubung von jüdischen Bediensteten…
Die in Verbindung mit den Bestimmungen des Wiederherstellungsgesetzes vorgenommene Prüfung hat ergeben, dass heute noch folgende Beamte und Angestellte nichtarischer Abstammung, auf die § 3 des Wiederherstellungsgesetztes nicht angewendet werden konnte, sich in städtischem Dienst befinden:
1. Dr. Reinheimer, Ludwig, Stadtarzt, Stadtgesundheitsamt, Beamter auf Lebenszeit, Frontkämpfer…
*…Von diesen… stammen… die unter lfd. Nr. 1 bis 4 von der Rasse nach drei oder mehr volljüdischen Großeltern ab. Sie sind deshalb aufgrund des obengenannten Erlasses des Herrn Ministers mit sofortiger Wirkung vom Dienst zu beurlauben… In den klaren Fällen Dr. Reinheimer bitte ich, die Beurlaubung jetzt schon auszusprechen. Die Entwürfe der Beurlaubungsschreiben an die Genannten sind beigefügt…"(*F Hauptakte 1117/66)

Quellen: Angaben und Foto zur Verfügung gestellt von der Tochter
Datenbank des Jüdischen Museums in Frankfurt

Magdalene Simon, Arbeitskreis „Stolpersteine" Eschersheim/Dornbusch/Ginnheim

Roseggerstr. 17

HANNA REUTLINGER, geborene Gutmann und ihre Söhne GERD UND ROLF

Hanna Reutlinger wurde als Hanna Gutmann am 18.5.1901 in Feuchtwangen geboren. 1937 heiratete sie Salli Reutlinger. Sie und ihr Mann lebten ab 9. Januar 1937 in Kirchheim unter Teck. Im selben Jahr zogen sie nach Frankfurt a.M. Hier wurden am 15.10.1937 die Zwillinge Gerd und Rolf geboren.

Während die letzte Frankfurter Adresse der Mutter Roseggerstr. 17 lautet, wird für die Kinder das Kinderhaus der Weiblichen Fürsorge e.V. in der Hans-Thoma-Str. 24 angegeben.

Wir wissen es nicht genau. Es könnte aber sein, dass Hanna Reutlinger die „arische“ Anna Wagner als Hausangestellte bei der Familie Cahn ersetzte. Das wäre dann vor dem 8.9.1941 gewesen. Denn unter diesem Datum meldet der Leiter der Ortsgruppe Dornbusch, Zelle 08, dass die arische Hausangestellte durch eine jüdische ersetzt worden sei.

Wenig später, mit der dritten großen Deportation aus Frankfurt a. M. am 22.11.1941 wurden Hanna Reutlinger und ihre beiden Söhne Gerd und Rolf deportiert. Das Deportationsziel war das Getto Riga. Dieser Transport wurde aber wegen Überfüllung des dortigen Gettos nach Kaunas/Kowno umgeleitet, wo die Frankfurter Deportierten, damit wohl auch Hanna, Gerd und Rolf, am 25.11.1941 ermordet wurden.

Der Vater Salli Reutlinger wird in keiner Quelle mehr erwähnt. So verliert sich seine Spur.

Quelle: - Älteste Tochter von Dr. Ludwig Reinheimer
- Datenbank des Jüdischen Museums in Frankfurt a.M.

Marbachweg 337

ALFRED HOFMANN und BABETTE HOFMANN, geborene Meyer

Alfred Hofmann, geboren am 5.02.1879 Straßburg (Elsaß), umgekommen am 6.12.1942 in Theresienstadt, Babette Hofmann, geboren am 4.06.1875 in Berlin, umgekommen am 12.9.1942 in Theresienstadt

Alfred Hofmann**,** Reihenfolge der Vornamen laut Entschädigungsakte Max Alfred; verheiratet mit Babette Hofmann, geb. Meyer; zwei Töchter und ein Sohn, denen die Flucht in das US-amerikanische Exil beziehungsweise nach Südafrika gelang; Kaufmann, laut Angabe in der Deportationsliste o[hne] B[eruf].

Alfred Max Hofmann war in der Annoncen-Abteilung beim Verlag Rudolf Mosse in Berlin beschäftigt; Versetzung nach Frankfurt um 1910. Soldat im Ersten Weltkrieg. Anschließend Prokurist in einer Lebensmittelgroßhandlung; etwa um 1925 als selbständiger Kaufmann registriert. Zeitweise Geschäftsführer der Weißfrauenhof-Kellerei; zuletzt verfolgungsbedingt nur noch deren Vertreter. Die Kellerei wurde 1938 zwangsweise verkauft.

Frankfurter Adressen der Eheleute bis 1929 Stegstraße 71, bis 1933 Eckenheimer Landstraße 156, bis 1937 Marbachweg 337, bis 1940 Schwindstraße 12, bis Juli 1942 Jahnstraße 21/EG, zuletzt Baumweg 34/1. Von dort wurden Babette und Alfred Max Hofmann am 1. September 1942 bei der achten großen Deportation aus Frankfurt zusammen mit seiner 67-jährigen Ehefrau in das Durchgangs- und Konzentrationslager Theresienstadt verschleppt, wo sie knapp zwei und Alfred Max Hofmann fünf Wochen später starben.

Quelle: Datenbank des Jüdischen Museums Frankfurt - Deportationsliste Theresienstadt 01.09.1942; HHSTA Abt. 518/16680 (Ehefrau), 16741

Marbachweg 339

JELLA HELD, geborene Wertheimer, am 21.10.1870 in München geboren, am 7.10.1942 in Auschwitz ermordet.

laut Entschädigungsakten in Brühl (Baden) geboren; laut Grotum/Parcer in München geboren; Tochter von Joseph Wertheimer und Fanny Wertheimer, geb. Reiss; Witwe, der Ehemann starb 1925; zwei Söhnen gelang die Flucht in das Exil nach Palästina beziehungsweise Großbritannien; ein Sohn starb 1936 in Nürnberg; Mutter von Else Tuwiener, geb. Held; Großmutter von Inge und Heinz Tuwiener. Der Ehemann arbeitete als Vertreter für Damenhüte. Frankfurter Adressen Oberlindau 98, ab 1933 zusammen mit einem der Söhne Marbachweg 339, später Quinckestraße 13/1 (Königswarter Straße), zuletzt im Versteck bei einer christlichen Familie Biebergasse 1; den Sterbebüchern von Auschwitz zufolge auch Gaußstraße 30. Jella Held wurde laut Entschädigungsakten am 14. August 1942 im Alter von 71 Jahren in das Konzentrationslager Ravensbrück verschleppt (Häftlingsnummer 13031). Haftgrund: „pol[itisch]“ und „Jüdin“. Nach Angabe in der Entschädigungsakte starb sie dort am 7. Oktober 1942. Laut Sterbebüchern kam sie im Vernichtungs- und Konzentrationslager Auschwitz zu Tode, wo sie 1942 unter der Häftlingsnummer 34944 registriert worden war.Die Tochter Else Tuwiener, deren Ehemann und die beiden Enkelkinder wurden ebenfalls deportiert; sie gelten als verschollen.

Quellen: Datenbank des Jüdischen Museums Frankfurt - Sterbebücher von Auschwitz. Bearbeitet von Thomas Grotum und Jan Parcer, 1995.

Fuchshohl 67

Dr. ERNST KANTOROWICZ, MARGARETE KANTOROWICZ, MARION ELLEN LEVITA

Ernst Kantorowicz, am 16.09.1892 in Forst (Lausitz) geboren, ging in Hannover zur Schule und studierte Rechtswissenschaften in Lausanne (Schweiz), Heidelberg, Berlin und Göttingen, wo er 1917 promovierte. Von 1920-1930 lebte er in Kiel, wo er unter anderem (seit 1928) Leiter des Jugendamtes und der Volkshochschule und Dozent für Jugendrecht an der Universität Kiel war. 1930 wurde er nach Frankfurt am Main berufen und wurde Professor für Staatsbürgerkunde und Sozialwissenschaften und Leiter der pädagogischen Sektion des „Freien Deutschen Hochstifts“. Hier kam es zu einer heftigen Auseinandersetzung zwischen ihm und Vertretern der NS-Pädagogik (besonders mit Prof. Ernst Kriek).

1933 wurde er verfolgungsbedingt entlassen, der Lehrauftrag entzogen. Der aus einem völlig assimilierten Milieu stammende Ernst Kantorowicz, der bis dahin wenig judaistische Kenntnisse besaß, gliederte sich nach 33 in die jüdische Gemeinschaft ein. Er half Martin Buber beim Aufbau der „Mittelstelle für jüdische Erwachsenenbildung“ im Rahmen der „Reichsvertretung der Deutschen Juden“, und wurde als Nachfolger Martin Bubers, der 1938 nach Palästina emigrierte, Leiter der „Mittelstelle“. Neben seinen hiesigen Vorträgen, hielt er auch Gastvorlesungen über Gesellschaftskunde im Breslauer Rabbinerseminar.

Ernst Kantorowicz wurde nach dem Novemberpogrom am 11. November 1938 im Rahmen der „Sammelaktion“ verhaftet, bei der gezielt Männer verhaftet wurden, die entweder Ämter in der jüdischen Gemeinde oder anderen jüdischen Organisationen innehatten oder aber als vermögend galten. Gemeinsam mit 2.621 Frankfurter Juden wurde er in das KZ Buchenwald gebracht (Häftlingsnummer 24678). Ende Dezember 38 wurde er aus der Haft entlassen, da seine Frau nachweislich die Auswanderung in die Niederlande vorbereitete.

Nach seiner Haftentlassung wurde seine Pension gestrichen, sein Haus in der Fuchshohl 67 musste im Januar 1939 für 19.000 RM verkauft werden. Die Familie emigrierte nach Amsterdam, wo sie am 20. Juni 1943 verhaftet und nach Westerbork gebracht wurde, von dort nach Bergen-Belsen, und im Januar 44 nach Theresienstadt deportiert. Mitte Oktober 44 kam Ernst Kantorowicz nach Auschwitz, es wird berichtet, dass er auf diesen Transport ging, da er sich weigerte, diejenigen auszuwählen, die von Theresienstadt aus in die Vernichtungslager deportiert werden sollten. Ernst Kantorowicz starb vermutlich noch im selben Monat.

Margarete (Margaretha) Kantorowicz wurde am 13.09.1903 in Amsterdam geboren. Seit 1930 lebte sie mit ihren beiden Kindern aus erster Ehe, ihrer Tochter Marion Ellen Levita und ihrem Sohn F. Levita (der den Holocaust überlebte), in Frankfurt. Während ihr Ehemann 1938 im KZ Buchenwald inhaftiert war, betrieb sie die Vorbereitungen zur Auswanderung in die Niederlande. In Amsterdam wurde die Familie drei Jahre nach der Besetzung der Niederlande durch die deutsche Wehrmacht verhaftet. Margarete Kantorowicz und ihre Tochter Marion Ellen Levita kamen auf einem „Todesmarsch“ nach Bergen-Belsen, wo beide im April 45, dem Monat, in dem das Lager befreit wurde, starben.
Nur der Sohn überlebte die Lager.

Quellen: Datenbank des Jüdischen Museums Frankfurt - Paul Arnsberg, Die Geschichte der Frankfurter Juden seit der Französischen Revolution, Band 3 - Biographisches Lexikon, Darmstadt 1983

Deborah Krieg, Arbeitskreis „Stolpersteine“ Eschersheim/Dornbusch/Ginnheim

Landgraf-Wilhelm-Straße 22

HERMANN UND PAULA STERN, geborene May

Hermann Stern wurde am 26.2.1897 in Frankfurt a.M. geboren. Paula Stern wurde am 2.2.1901 als Paula May ebenfalls in Frankfurt a.M. geboren.

Am 14.2.1930 wurde ihre Tochter Marion Ilse in Frankfurt a.M. geboren. Im Alter von 8 Jahren konnte sie nach Großbritannien emigrieren. Später lebte sie in den USA.
Die näheren Umstände ihrer Emigration sind uns nicht bekannt. Sie könnte aber mit einem sog. „Kindertransport“ Deutschland verlassen haben.

Hermann Stern erhielt ab 1914 eine Ausbildung bei der „Deutschen Effecten- und Wechselbank“. Als Soldat nahm er am Ersten Weltkrieg teil und wurde schwer verletzt. Nach dem Krieg arbeitete er als Kassierer bei dieser Bank. 1938 wurde er, weil er Jude war, entlassen.

1939 oder 1940 gelang Hermann und Paula die Flucht in die Niederlande nach Winschoten, Stationsweg 55. Dort wurden beide am 4. Februar 1943 verhaftet und in das Internierungslager Westerbork (das Lager, in das auch Anne Frank und ihre Familie gebracht wurden) verschleppt. Von dort brachte man Hermann und Paula Stern am 20.April 1943 in das Lager Theresienstadt. Dort starb Paula Stern am 14.September 1944. Hermann Stern wurde am 6.Oktober 1944 in das Konzentrationslager Auschwitz deportiert. Dort verliert sich seine Spur. Sein Todesdatum wurde auf den 8.Mai 1945 festgesetzt.

Quelle: Datenbank des Jüdischen Museums Frankfurt

Magdalene Simon, Arbeitskreis „Stolpersteine“ Eschersheim/Dornbusch/Ginnheim

Eschersheimer Landstraße 405

Auf der Suche nach der GRÜNEBAUM-Familie

1. Schritt: Wer wurde deportiert und umgebracht?
In die Deportiertendatenbank des Jüdischen Museums wurde „Eschersheimer Landstraße" eingegeben und aus den zahlreichen Namen folgende ehemalige Bewohner ausgewählt, da die Hausnummer 405 in unserem Stadtteil liegt: Alfred Grünebaum und seine Eltern Gerson Grünebaum und Rosa Grünebaum. Diese drei Menschen werden in der Datei mit ihren Personendaten und einer kurzen Biografie vorgestellt. Hier einige Auszüge:

Alfred Grünebaum, geb. 1899, ermordet 1941
Besitzer einer Textilfabrik und eines Modegeschäftes in der Stiftstraße. Nach dem Novemberpogrom 1938 für 3 Monate im KZ Buchenwald in „Schutzhaft". Während der Haft wurden seine Firma und sein Geschäft geschlossen, kurz darauf im Handelsregister gelöscht. Er betrieb vergeblich seine Flucht in das britische Exil. Bei der 3. großen Deportation am 22.11.1941 Richtung Riga verschleppt. Der Zug wurde wegen Überfüllung des Rigaer Gettos nach Kowno/Kaunas umgeleitet, wo alle Frankfurter Deportierten am 25.11.1941 im Fort IX erschossen wurden.

Gerson Grünebaum, geb. 1864, gestorben 1941
Metzgermeister und Viehhändler mit einem Geschäft in Bornheim. Später zog er mit seiner Frau zu seinem Sohn Alfred in die Eschersheimer Landstraße 405. Es ist nicht auszuschließen, dass er sich aus Verzweiflung am 17.10.1941, 2 Tage vor der 1. großen Deportation das Leben nahm.

Rosa Grünebaum, seine Ehefrau, geb. 1862, umgekommen 1943
Sie wurde am 1.9.1942 im Alter von 80 Jahren nach Theresienstadt deportiert, wo sie 7 Monate später starb.

Eine Tochter von Alfred G. hat überlebt. Sie kam mit einem Kindertransport 1937 nach USA. Das schmucklose Haus Eschersheimer Landstraße 405 sieht heute nicht aus, als sei es aus der Vorkriegszeit. Wir werden unsicher und befragen die jetzigen Bewohner, Mitarbeiter des Arbeiter-Samariterbundes, außerdem eine ältere Nachbarin und einen älteren Polizisten, der sich noch an die Zeit in den 60er Jahren erinnert, als hier das Polizei-Revier untergebracht war. Wir erfahren, dass das Haus aus dem Beginn des 20. Jahrhunderts stammt und ähnlich aussah, wie das Nachbarhaus auf der linken Seite mit Fachwerk und Erkern. Nach einem Bombenschaden wurde es nach dem Krieg von dem neuen Eigentümer in der jetzigen Form aufgebaut und umgebaut. Die Kellerräume sind noch original, auch die Geschosshöhe entspricht der des Nachbarhauses. Beide Häuser hatten Vorgärten, die dem U-Bahnbau weichen mussten. Aus den Grundbuchauszügen geht hervor, dass Alfred Grünebaum das Haus 1930 erworben hat.

2. Schritt: Welche Angehörigen leben noch?

Auf der Suche nach der überlebenden Tochter machen wir mehrere Besuche im Hessischen Hauptstaatsarchiv in Wiesbaden. Wir bitten um Bereitstellung der Entschädigungsakten „Grünebaum" und stellen Antrag auf Verkürzung der Schutzfristen. Es werden uns mehrere rosafarbene Aktenmappen gebracht mit teilweise vergilbten Papieren. Die letzten Eintragungen in den Akten stammen aus den 50er Jahren.

Nun erfahren wir, dass ein Bruder 1933 in die USA emigriert ist und nach dem Kriege Anträge auf Entschädigung gestellt hat im Namen der Erbin, Annelies Grünebaum, jetzt Ann Davis. Dies ist die Tochter von Alfred, die mit 11 Jahren nach USA geschickt wurde. Sie hat inzwischen Levis A. Davis geheiratet.

Wir schreiben einen kurzen Brief an Ann Davis an ihre damalige Adresse in New Jersey.

Dear Mrs. Davis,

I hope you don‘t mind, that a person you don‘t know writes a letter to you.
Actually in many towns of Germany there are groups looking for former Jewish neighbours, who have been deported and remembering them by a little brass plate fixed on a stone, so called „Stolpersteine“ in front of their house.

I belong to one of those groups to find out about Jews in our neighbourhood in Frankfurt. We found, that your grandparents Gerson and Rosa Gruenebaum and your father Alfred lived in Eschersheimer Landstraße 405. They have been deported to Theresienstadt and to Kowno/Kaunas.

In order to remember them, the sculptor Gunter Demnig and members of our group will fix three of those memorial stones with their personal names and dates (as well as 14 other stones in our quarter). This action will take place on October 14 in front of Eschersheimer Landstraße 405.

Maybe you have the chance one day to visit the place where your parents lived and to find the plate. If you come to Frankfurt I should be very pleased to meet you.

With kindest regards“

3. Schritt: Kontakt mit den Nachkommen in USA

Einige Wochen später ein Anruf aus USA, gefolgt von einem Brief. Ann Davis lebt noch, hat 6 Kinder und erhielt unseren Brief über Umwege. Hier ein Auszug aus dem Brief ihres 5. Kindes Miriam Davis:

„Der Holocaust hat in unserer Familie tiefe Spuren hinterlassen. Das ganze Leben meiner Mutter war geprägt von unersetzlichen Verlusten, Demütigungen und schließlich dem Tod von geliebten Menschen aus ihrer Familie. Mit diesen Erfahrungen hadert unsere Mutter noch heute. Jahrelang wurden wir 6 Kinder in unserer Familie von unserem Vater beschworen, nie Deutschland zu erwähnen und darüber zu diskutieren.

Nun, 70 Jahre später, versucht jemand aus ihrer eigenen Nachbarschaft, die Vergangenheit aufzubrechen, nicht auf eine abstrakte Art, sondern auf einer sehr persönlichen Ebene.

Unsere Familie wird Ihren Brief in Ehren halten. Wir wünschten nur, unser Vater würde noch leben, um dessen Bedeutung zu würdigen.

Wir danken Ihnen und Ihrer Gruppe dafür, dass sie mit dieser Initiative über zentrale Gedenkstätten hinausgehen und zu versuchen zu verstehen, was einer Familie, nämlich unserer Familie geschehen ist.“

(„The Holocaust left a profoundly deep imprint on our family. My mother's entire life was marked at a young age by irreparable losses, first by being sent away from Kindergarten, and, over time, by greater humiliations, banishments, and ultimately the deaths of everyone she loved in her young life. My mother carried those losses in overt and intricate ways and still harbors them today. For many years all children in our family were warned by my father never to discuss Germany, never to probe, never to remind. Now, thankfully, seventy years later, someone from her own neighborhood in Frankfurt is seeking to reckon with the past, not just in the abstract but on a very personal level.

Your letter is one that our family will cherish, only to wish our father were still alive to have absorbed its significance. I salute you and the organizers of this program for transcending museums, monuments, and other means of national remembrance and searching for what matters most in human affairs: the quest to understand what happened to a family, our family.“)

Inzwischen gibt es einen regen E-Mail-Wechsel, wir hatten Kontakt mit vier von Anns Kindern. Bei allen gibt es eine große Offenheit, tiefe Trauer über das Holocaust-„Trauma“ der Mutter, einen starken Zusammenhalt in der Familie und eine breite Zustimmung für unsere Aktion.

Drei Nachkommen sind am 14. Oktober zur Gedenksteinlegung gekommen, zwei von ihnen (eine Tochter und eine Enkelin von Ann) extra aus Übersee.

Die Tatsache, dass unsere Aktion eine private Nachbarschaftsinitiative war und keine offizielle Feier, fanden sie besonders beeindruckend. Die größte Bedeutung aber hatte für sie der Akt der Steineverlegung selbst. Hier wird die Erde aufgehauen, und es werden die vergessenen Menschen und ihre Namen symbolisch zurückgebracht an den Ort, an dem sie wohnten und von dem sie deportiert wurden.

Der Kontakt zu den Nachkommen der Grünebaums hält immer noch an. Besonders sind sie an ihrer Familiengeschichte interessiert um herauszufinden, wie dem Trauma ihrer Mutter zu begegnen ist. Ein Schlüsselerlebnis war die Entdeckung eines Klassenfotos, auf dem Annelies Grünebaum mit der Schwester von Anne Frank, Margot, zu sehen ist. Diese Foto entdeckten wir in dem Band „Anne aus Frankfurt“ und schickten es in die USA. Für die Tochter Miriam gab es den entscheidenden Anstoß für ihre Reise nach Deutschland. Ob es auch der heutigen Ann Davis, nun 78 Jahre alt, hilft, ihr langjähriges Schweigen über jene Zeit zu brechen?

Dies schrieb Anns jüngster Sohn Sam nach Erhalt der „Familiengeschichte“

Dear Gisela,
I just received the family chronology that you sent to Miriam: Their tragedy was written with so much „Würde“ that I was very touched, and grateful. Thank you and Hako for putting so much energy, and respect , into the narration of their lives and murder. I feel free, you have given us back what is our „s“ our story. At least for our family, with the end of the German chapter, a new one can finally begin. Many thanks and I hope we can sometime see each other in the future Warmest, Sam.

Gisela und Hans-Georg Makatsch, Arbeitskreis „Stolpersteine“ Eschersheim/Dornbusch/Ginnheim

Hebelstrasse 13

Zur Geschichte des Hauses und seiner Bewohner/innen

Bis Anfang des 20. Jahrhunderts waren die Grundstücke in der Hebelstrasse in Frankfurt Gärten; erst ab 1904 wurden Bauplätze ausgewiesen. Der Neubau Hebelstr. 13 wurde 1905 erstmalig im Frankfurter Adressbuch erwähnt: Eigentümer war der Architekt W. Prößler aus dem Mauerweg 34. Das benachbarte Philantropin wurde erst später erbaut und 1908 bezogen. 1919 kaufte der jüdische Kaufmann Fritz Selka das Gebäude und zog mit seiner Frau Sofia geb. Kochmann im April in den ersten Stock ein. Die vier Kinder Hermann, Harry, Dorothea und Alfred wurden zwischen 1919 und 1927 geboren. Später zog die Familie des Schwagers Isak Ellberger und seine Frau Anna geb. Selka mit den Söhnen Max und Jakob Leo in die Wohnung im zweiten Stock. Die Wohnung im Erdgeschoss wurde vermietet. Im Dachgeschoss lebte die Großmutter der Familie Selka bis zu ihrem Tod. Die Mansarden boten Raum für Hauspersonal, später auch für einzelne Untermieter/innen.

1939 wurden die Besitzer gezwungen, das Haus zu verkaufen. Der Familie Selka gelang es im Oktober 1939, mit ihren beiden jüngsten Kindern Dorothea und Alfred nach Palästina zu fliehen. Bei ihrer Ankunft in Palästina wurde die Familie von den beiden ältesten Söhnen bereits erwartet: Der 15jährige Harry Selka war bereits im März 1938 ausgewandert. Der älteste Sohn Hermann war im Sommer 1939 von Holland ausgereist, wo er seit 1937 lebte. Die vier Kinder der Familie Selka leben heute alle noch in Israel. Die Familie Ellberger emigrierte Anfang 1940. Das Schiff, mit dem die Ellbergers flohen, wurde vor der Küste Palästinas beschossen, die Mutter Anna Ellberger wurde verletzt und starb noch auf der Überfahrt.

Der Käufer des Hauses war ein Kaufmann aus Worms, der einen Frankfurter Hausverwalter einsetzte. Dieser Eigentümer und der Hausverwalter sind auch noch 1958 im Frankfurter Adressbuch zu finden. Ab Oktober 1945 bis zu seinem Tod 1984 wohnte der Hausverwalter selbst in der Wohnung im ersten Stock, zuletzt als Eigentümer des Hauses.

Ab 1938 wurde das Haus Hebelstr. 13 sukzessive zum „Judenhaus“, in dem jüdische Familien aus dem weiteren Umland von Frankfurt einquartiert wurden, die aus ihren Heimatgemeinden vertrieben worden waren. Die „Belegung“ erfolgte offenbar in Kooperation des städtischen Fürsorgeamtes und der durch die Nazibehörden zwangsverwalteten Jüdischen Wohlfahrtspflege mit dem Hausverwalter. Die Gettoisierung verfolgte das Ziel, durch Konzentration und spätere Deportation Frankfurt judenfrei zu machen.

Ab August 1938 bezog die jüdische Großfamilie Löwenthal/ Braunschweiger/ Katz/ Weichsel nach und nach die Erdgeschoss-Wohnung und nach Auszug der Familie Selka im Herbst 1939 vermutlich auch die Wohnung im ersten Stock. Die 14 Mitglieder dieser Großfamilie waren aus ihren Heimatgemeinden Hösbach, Marköbel und Rimbach vertrieben worden. Nach dem Auszug der Familie Ellberger zog die Familie Victor aus Rhina Anfang 1940 in die Wohnung im zweiten Stock. Seit Juni 1939 wohnte Frau Neumann aus Schöllkrippen mit ihrer Tochter im Haus, vermutlich im Dachgeschoss.

Weitere jüdische Personen zogen ein; die ca. 18 Zimmer des viergeschossigen Gebäudes waren zeitweilig mit fast 30 Personen belegt. Manche wohnten nur kurze Zeit dort und zogen bald wieder an andere Adressen weiter, andere schafften den Weg ins Exil:

- mit dem Kindertransport nach London die 9- und 12jährigen Töchter Inge und Nora der Familie Braunschweiger per Kindertransport nach London (1939),

- nach New York Theodor Grünebaum (1937), Julius Gunz und Aron Lischner (1938), Samuel Günther Grünebaum (1939),
- nach Blackburn, England Hugo Katz (1939),
- nach London Nachmann Lischner und Berthold Lederer (1939),
- nach Richborough, England Werner Meissenberg (1939) und
- nach Kapstadt Emma Rosenberg im Alter von 74 Jahren (1940).

Am 11. November 1941 wurden 19 jüdische Hausbewohner/innen, darunter zwei Kinder (Brunhilde Strauss, 12 Jahre alt und Kurt Viktor, 11 Jahre alt), aus ihren Wohnungen geholt und durch die Stadt zur Großmarkthalle getrieben. Dort wurden sie kontrolliert und gemeinsam mit etwa 1.050 weiteren Personen per Bahn nach Minsk transportiert. Von allen im November 1941 ins Getto nach Minsk deportierten Personen haben nur zehn bis zur Befreiung überlebt, darunter niemand von den Bewohner/inne/n der Hebelstr.13.

Nach der Deportation der meisten Hausbewohner/innen am 11. November 1941 wurden auch die übrigen drei verbliebenen Bewohner/innen bald deportiert und ermordert: der 40jährige Hugo Rothschild, der 78jährige Leopold Löwenthal und die 72jährige Settchen Neumann.

Nachdem das Haus Ende November 1941 leer war, belegte der Verwalter die Wohnungen zügig mit nichtjüdischen Mieter/inne/n.

Die 22 Deportierten

- **Familie Adler aus Schlüchtern**

BERNHARD ADLER, geb. am 28. März 1878 in Schlüchtern, Vieh- und Pferdehändler
SOPHIE ADLER, geb. Strauß, geb. am 20. 12. 1881 in Sommerhausen bei Würzburg

Bernhard Adler war der Sohn von Simon Adler, geboren 1841, Handelsmann in Schlüchtern, Untergasse 67, und Jeanette (alias Sprinz) geb. Stein, geboren am 27. April 1839 aus Schlüchtern, die am 14. September 1864 heirateten. Er hatte 7 Geschwister: Abraham, geboren 1867, Lazarus, geboren 1868, nach einer Woche gestorben, Hannchen und Fanny, geboren 1869, Fanny starb nach 2 Wochen, Fanny, geboren 1873, Jacob, geboren 1874, Rosa, geboren 1879. Bernhard Adler heiratete Sophie Strauss aus Sommerhausen. Sie hatten drei Kinder: Siegfried, geboren 1908, Ilse, geboren 1910 und Ernst Jakob, geboren 1914. Zusammen mit seinem Bruder Abraham betrieb Bernhard Adler einen Vieh- und Pferdehandel in Schlüchtern, der 1933 boykottiert und 1935 aufgelöst und im Handelsregister gelöscht wurde. Im Mai 1938 verkaufte die Familie den Grundbesitz in Schlüchtern. Bernhard Adler und seine Frau Sophie zogen am 24. September 1939 von Schlüchtern, Fuldaer Str. 18 nach Frankfurt, Uhlandstr. 36, ab 15. Mai 1940 Rhönstr. 29, ab 3. Juli 1941 wohnten sie in der Hebelstr. 13/II.
Am 11. November 1941 wurden Bernhard Adler und seine Ehefrau Sophie Adler ins Getto Minsk deportiert, dort sind sie verschollen.
Die drei Kinder haben die NS-Zeit überlebt.

- **Familie Löwenthal aus Hösbach**

LEOPOLD LÖWENTHAL, geboren am 19. Juni 1863 in Hösbach, Kaufmann

Leopold Löwenthal war verheiratet mit Bertha geb. Neumann. Sie hatten vier Töchter **Nanni**, geboren am 6. Mai 1890, **Recha**, geboren am 13. Oktober 1893, **Cäcilia** geboren am 28. Oktober 1897 sowie eine weitere Tochter Elsa. Leopold Löwenthal handelte mit Textilien. Seine Ehefrau

Bertha Löwenthal, geboren am 17. Oktober 1867 in Schöllkrippen, verstarb am 3. November 1936 in Hösbach.
Leopold Löwenthal zog am 6. August 1939 gemeinsam mit der Tochter Cäcilia Braunschweiger und deren Familie von Hösbach, Hauptstr. 52b, nach Frankfurt, Hebelstr. 13/EG. Nach der Deportation seiner Verwandten aus der Hebelstr. 13 am 11. November 1941 zog er am 15. November 1941 in die Schumannstr. 12. Leopold Löwenthal wohnte zuletzt im jüdischen Altersheim im Hermesweg 5 – 7.
Leopold Löwenthal wurde im Alter von 79 Jahren am 18. August 1942 nach Theresienstadt und von dort am 26. September 1942 nach Treblinka deportiert, dort ist er verschollen.

NANNI KATZ geb. Löwenthal, geboren am 6. Mai 1890 in Hösbach/Unterfranken

Nanni Katz war verheiratet mit Julius Katz, geboren am 9. November 1883 in Marköbel, Kaufmann, der Sohn Hugo Katz wurde am 23. Juli 1914 geboren.
Am 20. September 1938 zog Nanni Katz gemeinsam mit ihrem Ehemann Julius und ihrem Sohn Hugo von Marköbel, Hauptstr. 27, nach Frankfurt, Hebelstr. 13/I. Der Ehemann Julius Katz starb am 20. November 1938 in Frankfurt. Dem Sohn Hugo gelang am 18. März 1939 die Flucht nach Blackburn, England, von dort wanderte er nach Kanada aus.
Nanni Katz wurde im Alter von 51 Jahren am 11. November 1941 nach Minsk deportiert.
Sie wurde mit Wirkung vom 8. Mai 1945 für tot erklärt.

RECHA WEICHSEL geb. Löwenthal, geboren am 13. Oktober 1893 in Hösbach
DAVID WEICHSEL, geboren am 9. November 1879 in Rimbach, Kaufmann
HERBERT WEICHSEL, geboren am 28. Februar 1922 in Rimbach, Sattler und Polsterer

David Weichsel war der Sohn von Löb (Gumbe) Weichsel und Fanny geb. Westheimer in Rimbach/ Odenwald. Bruder von Moses, geboren 1972, Jette, geboren 1875, Louis, geboren 1976, Mathilde, geboren 1877, Betty, geboren 1881, Helene, geboren 1887. David Weichsel absolvierte nach der Volksschule eine kaufmännische Ausbildung.
Recha und David Weichsel hatten drei Söhne: Erich, geboren 1920, Herbert, geboren am 28. Februar 1922, und Kurt-Manfred, geboren 1926. Die Eheleute betrieben mit zwei Angestellten in ihrem Haus in Rimbach, Staatsstr. 16, einen Kolonialwarenhandel en gros. Nach der Volksschule absolvierte der Sohn Herbert 1936 bis 1938 eine Ausbildung zum Polsterer und Sattler bei der Firma „Prügmann“ in Weinheim. Danach war er dort kurzzeitig Geselle, 1938 verlor er aufgrund der Verfolgung seinen Arbeitsplatz. Beim November-Pogrom 1938 wurde das Haus der Familie gestürmt und sämtlicher Hausrat geplündert. Die Familie musste in Nachtkleidung aufs offene Feld flüchten. Ab 16. November 1938 war David Weichsel zeitweilig im Konzentrationslager Dachau interniert (Häftlingsnummer 30244). Die Familie zog am 29. Dezember 1938 nach Frankfurt, Hebelstr. 13/II. Herbert arbeitete in einer Ziegelfabrik (Munitionsfabrik?), er wurde am 8. Oktober 1940 erfasst.
Recha, David und Herbert Weichsel wurden am 11. November 1941 ins Getto Minsk deportiert, sie sind dort verschollen und wurden mit Wirkung vom 31. Dezember 1945 für tot erklärt.
Der Sohn und Bruder Kurt-Manfred Weichsel entkam im Alter von 12 Jahren am 5. Januar 1939 mit einem Kindertransport von Frankfurt in die Schweiz und lebt seit Kriegsende in Belgien.

CÄCILIA BRAUNSCHWEIGER, geb. Löwenthal, geb. 28. 10. 1897 in Hösbach/Ufr.
JOSEF BRAUNSCHWEIGER, geb. am 11. 6. 1900 in Burghaun/Krs. Hünfeld, Kaufmann

Eltern von Inge Paula, geboren am 17. Februar 1927 und Nora, geboren am 3. April 1930.
Am 6. August 1938 zog die Familie gemeinsam mit dem (Schwieger-)Vater Leopold Löwenthal

von Hösbach nach Frankfurt, Hebelstr. 13/EG. Den Töchtern gelang am 17. Januar 1939 die Flucht nach London.
Cäcilia und Josef Braunschweiger wurden 11. November 1941 ins Getto Minsk deportiert, sie sind dort verschollen und wurden am 28. Dezember 1954 mit Wirkung vom 31. Dezember 1945 für tot erklärt.

- **Familie Viktor aus Rhina**

IRMA VICTOR geb. Rosenthal, geboren am 22. April 1898 in Fischborn/Gelnhausen
MORITZ VICTOR, geboren am 26. September 1893 in Rhina/Hersfeld, Kaufmann
KURT VICTOR, geboren am 14. August 1930 in Rhina/Hersfeld
ISIDOR VICTOR, geboren am 22. November 1894 in Rhina/Hersfeld, Kaufmann

Moritz und Isidor Viktor waren die Söhne von Samuel Victor I und Mathilde Victor geb. Tannenwald. Die Brüder betrieben seit 1919 gemeinsam ein Kolonial- und Eisenwarengeschäft in Rhina und waren Mitglied der Industrie- und Handelskammer Fulda. Moritz Viktor heiratete Irma Rosenthal aus Fischborn, der Sohn Kurt wurde am 14. August 1930 in Rhina geboren. Nach dem Boykott musste die Familie das Unternehmen am 10. November 1933 schließen. Isidor Viktor wurde vom 12. November bis 12. Dezember 1938 im Konzentrationslager Buchenwald interniert (Häftlingsnummer 26689). Danach zog die Familie nach Frankfurt. Am 6. Januar 1940 zogen Irma, Moritz und Kurt Viktor von Mittelweg 46 nach Hebelstr. 13/II, Isidor zog gleichzeitig von Bäckerweg 32 nach Hebelstr. 13/II.
Am 11. November 1941 wurden Irma, Moritz, Kurt und Isidor Viktor ins Getto Minsk deportiert, sie sind dort verschollen und wurden mit Wirkung vom 8. Mai 1945 für tot erklärt.
Einem Bruder von Moritz und Isidor Viktor gelang die Flucht in das US-amerikanische Exil, eine Schwägerin lebte nach dem Krieg in der Bundesrepublik.

- **Familie Neumann aus Schöllkrippen**

SETTCHEN NEUMANN geb. Stern, geboren am 27. August 1868 in Völkersleier
KAROLINA (LINA) NEUMANN, geboren am 03. 11. 1894 in Schöllkrippen/ Unterfranken

Settchen Neumann war das sechste Kind von Josef Wolf Stern und Karolina Stern geb. Tannebaum, die am 7. September 1859 in Völkersleier heirateten.
Settchen Neumann war verheiratet mit Simon Neumann, der 1912 starb. Sie hatten zwei Töchter, Karolina Neumann, geboren am 3. November 1894 und eine weitere, geboren 1897, sowie zwei Söhnen. In Schöllkrippen besaß die Familie Grundbesitz, drei Grundstücke wurden am 6. Mai 1938 verkauft. Am 8. Mai 1939 bestand seitens der Gestapo Würzburg keine Bedenken gegen die Ausstellung von Reisepässen für Mutter und Tochter. Für Settchen Neumann und ihre Tochter Karoline stellte die Gestapo Würzburg am 6. Juni 1939 eine steuerliche Unbedenklichkeitsbescheinigung aus, da sie vorhatten, nach England auszuwandern.
Am 8. Juni 1939 zog Settchen Neumann zusammen mit ihrer Tochter Karolina von Schöllkrippen, Hauptstr. 44b, nach Frankfurt, Hebelstr.13/II.
Karolina Naumann wurde im Alter von 47 Jahren am 11. November 1941 ins Getto Minsk deportiert, sie ist dort verschollen und wurde mit Wirkung vom 8. Mai 1945 für tot erklärt.
Nach der Deportation der Tochter Lina am 11. November 1941 zog Settchen Neumann am 19. November in die Hebelstr. 15, zuletzt wohnte sie im jüdischen Altersheim, Rechneigrabenstr. 18 – 20.
Settchen Neumann wurde im Alter von 73 Jahren am 18. August 1942 in das Durchgangs- und Konzentrationslager Theresienstadt verschleppt, wo sie am 17. September 1942 starb.

Die Tochter von Settchen Neumann konnte nach Großbritannien fliehen, der Sohn Julius starb 1944 unter unbekannten Umständen. Ein weiterer Sohn lebte nach dem Krieg in Palästina.

- **Familie Katz aus Marköbel**

GERTY KATZ, geb. Weichsel, geboren am 31. Dezember 1880 in Rimbach/Odenwald
SAMY KATZ, geboren am 26. August 1908 in Marköbel, Kaufmännischer Angestellter

Gerty Katz war verheiratet mit Seligmann Katz, geboren am 16. September 1878 in Marköbel/Hanau. Der Sohn Samy wurde am 26. August 1908 in Marköbel geboren.
Am 8. Oktober 1938 zogen Gerty und Seligmann Katz von Marköbel, Hauptstr. 16, nach Frankfurt, Hebelstr. 13/II. Samy Katz zog von Blumenstr. 4. in die Hebelstr. 13/II.
Am 15. Dezember 1939 wurde Samy Katz erfasst. Seligmann Katz starb am 16. Januar 1941 in Frankfurt. Gerty und Samy Katz wurden am 11. November 1941 ins Getto Minsk deportiert, dort sind sie verschollen.

- **HUGO ROTHSCHILD, geboren am 3. Februar 1901 in Schlüchtern, Kaufmann**

Sohn von Jakob Rothschild II und Jettchen Rothschild geb. Braunschweiger.
Er zog am 17. Juni 1939 von Schlüchtern, Krämerstr. 4 nach Frankfurt, Hebelstr. 13/EG.
Hugo Rothschild wurde im Alter von 40 Jahren am 21. November 1941 nach Kaunas deportiert, dort wurde er ermordet.

- **MOSES MAX SPEIER, geboren am 30. April 1891 in Guxhagen/Melsungen, Lehrer für jüdische Religionslehre und Kantor**

Sohn von Baruch und Lehnchen (Lina) Speier geb. Katz aus Guxhagen. Bruder von Isidor, geboren 1894, gestorben 5 Monate später, Lenor, der bei der Geburt 1896 starb, Daniel, geboren 1898, gefallen als deutscher Soldat im 1. Weltkrieg am 10. Oktober 1918, Bruder von Alfred Speier, geboren am 5. Juni 1901. Die Mutter Lehnchen (Lina) Speier, geboren am 21. Mai 1861 starb am 25. Februar 1923 in Guxhagen.
Moses Max Speier heiratete am 16. Mai 1923 Edith Grabowski in Barmen, 1926 Geburt des Sohnes in Frankfurt, 1928 Umzug nach Lörrach, Brombacher Str. 24, Scheidung 1936.
Bis 1922 war Moses Max Speier Kantor und Lehrer in Braunfels, dann kaufmännischer Angestellter bei verschiedenen Firmen und selbständiger Handelsvertreter, von 1929 bis 1938 Vertreter für die Möbelhandlung „Gebrüder Roll“ in Lörrach, Grabenstr. 2. Durch die Boykotte seit 1933 hatte er erhebliche Verdiensteinschränkungen, 1938 verlor er den Arbeitsplatz durch verfolgungsbedingte Schließung des Geschäfts. Vom 11. November 1938 bis 23. Januar 1939 war er im Konzentrationslager Dachau interniert (Häftlingsnummer 20768). Danach zog er nach Frankfurt, am 8. November 1939 Umzug von Eiserne Hand 5 in die Hebelstr. 13/II.
Am 11. November 1941 heiratete er Lotte Lind, geboren am 30. September 1922 in Frankfurt. Moses Max Speier wurde im Alter von 50 Jahren am 11. November 1941 ins Getto Minsk deportiert, dort ist er verschollen, er wurde mit Wirkung vom 8. Mai 1945 für tot erklärt.
Der Bruder Alfred Speier war von 1927 bis 1939 Lehrer, danach bis 1942 Schulleiter am Philantropin in Frankfurt am Main, Hebelstr.15. Er wurde zusammen mit seiner Ehefrau Ellen Ruth Speier geb. Weissbart und dem 3jährigen Sohn Benaja Speier am 18. August 1942 in das Durchgangs- und Konzentrationslager Theresienstadt und von dort nach Auschwitz deportiert.
Der Vater Baruch Speier, geboren am 23. November 1953 zog am 29. November 1938 im Alter von 85 Jahren gemeinsam mit seiner 85jährigen Schwägerin Betti (Besschen) Speier von Guxhagen, Schulstr. 86 nach Frankfurt, Günthersburgsallee 3/II. Besschen Speier lebte zuletzt

in der Hans-Handwerkstr. 20 (heute Langestr.). Sie wurde am 18. August 1942 nach Theresienstadt deportiert, wo sie am 31. August 1842 starb.
Der ersten Ehefrau von Moses Max Speier, Edith Speier, gelang um 1939 die Flucht in die Schweiz, sie lebte später mit dem Sohn in Panama.

- **BRUNHILDE STRAUSS, geboren am 23. November 1928 in Westerburg/Limburg**

Tochter von Salomon Strauss, geboren am 20. März 1885 in Willmenrod und Johanna geb. Michel aus Westerburg, Römerstraße, Schwester von Hans, geboren 1914, Julius, geboren 1916, und Kurt, geboren am 29. Dezember 1923.
Am 4. September 1941 Umzug von Sandweg 7 in die Hebelstr. 13/II. Im Alter von 12 Jahren wurde Brunhilde Strauss am 11. November 1941 gleichzeitig mit ihrem 17jährigen Bruder Kurt, der in Frankfurt in der Stegstraße 79 wohnte, ins Getto Minsk deportiert, dort ist sie verschollen.
Die Mutter Johanna Strauss wurde am 19. September 1941 in Westerburg in Schutzhaft genommen und am 24. September der Gestapo in Frankfurt überstellt.
Der Bruder Hans Strauß ist wahrscheinlich nach Palästina ausgewandert.

- **HELENE STRAUSS geb. Lehmann, geboren am 14. Februar 1878 in Lengfeld**

Tochter von Karlmann Lehmann und Charlotte Lehmann geb. Lehmann, verheiratet mit dem Kauf-mann Bernhard Strauss aus Habitzheim. Mutter von zwei Töchtern, die 1910 und 1914 in Lengfeld geboren wurden. Während des November-Pogroms 1938 Zerstörung der Wohnungseinrichtung im eigenen Haus. Der Ehemann Bernhard Strauss wurde ins Konzentrationslager Buchenwald verschleppt, wo er am 20. November 1938 starb, angeblich an Herzschwäche. Verfolgungsbedingter Umzug nach Frankfurt, zunächst Josef-Haydn-Str. 56, ab 27. Juli 1940 Hebelstr. 13/III. Den beiden Töchtern gelang 1939 bzw. 1940 die Flucht ins US-amerikanische Exil. Die eigene Flucht ins kubanische Exil scheiterte.
Im Alter von 63 Jahren wurde Helene Strauss am 11. November 1941 ins Getto Minsk deportiert, dort ist sie verschollen.

- **JOSEF STRAUSS, geb. am 13. 1. 1878 in Lohrhaupten/Gelnhausen, Hilfsarbeiter**

Am 27. Oktober 1941 Umzug von Unterlindau 74 nach Hebelstr. 13/II.
Josef Straus wurde im Alter von 63 Jahren am 11. November 1941 ins Getto Minsk deportiert, dort ist er verschollen.

Quellen:
Berichte der überlebenden Kinder der Familie Selka - Datenbank des Jüdischen Museums Frankfurt - Institut für Stadtgeschichte Frankfurt: Hausstandsbuch Hebelstrasse - Beiträge zur Geschichte der Schlüchterner Juden (1988) - Bayrisches Staatsarchiv Würzburg: Jüdisches Standesregister 128 (Sommerhausen) - Bayrisches Staatsarchiv Würzburg: Akten der Gestapostelle Würzburg - Das Schicksal der Marköbler Juden im Dritten Reich, In: Chronik zur 1.150-Jahrfeier von Marköbel, o.J. - Personenstandsregister der ehem. Synagogengemeinde Guxhagen (HStA Wiesbaden) - Einwohnerkartei der ehem. jüdischen Bewohner Guxhagens - Bundesarchiv: Gedenkbuch. Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933-1945 - Stadtarchiv, Standesamt und Stadtchronik Westerburg - Gebhard, Wolfgang: Geschichte der Rimbacher Juden, Rimbach 1987 - Monica Kingreen (Hg.) „Nach der Kristallnacht“; Frankfurt am Main/New York 1999 - Deportationsbuch

Dr. Mada Mevissen/Initiative Nordend

Scheffelstr 22

IRENE KAHN (1910-1942), Schülerin und Lehrerin am Philantropin, im Widerstand in den Reihen der SAP, im FrauenKZ Ravensbrück ermordet, und ihre Tante RECHA MANNHEIMER.

Eine Spurensuche

Über Irene Kahn ist bekannt, dass sie bei ihrer Tante Recha Mannheimer in Oberursel aufwuchs. Nach dem Abitur am Philantropin, einer liberalen jüdischen Schule in Frankfurt, studierte sie Geschichte und Germanistik an den Universitäten in Frankfurt, Berlin, Basel und Paris. 1938 schloss sie das Studium mit einer Dissertation ab. Eine Oberurselerin kann sich daran erinnern, dass sie oft in das Haus in der Unteren Hainstraße kam, wo ihr eine der Nichten von Recha Mannheinier - vermutlich handelte es sich dabei um Irene Kahn - Nachhilfe in Französisch erteilte. Im Gedächtnis ist Frau L. geblieben, dass sie von der Studentin mit Jugendliteratur versorgt wurde.

Immer wieder kehrte Irene Kahn nach ihren Auslandsaufenthalten zu ihren beiden Tanten zurück, die ab 1935 nicht mehr in Oberursel, sondern in der Scheffelstraße in Frankfurt wohnten. Nach Abschluss des Studiums arbeitete Irene Kahn nach eigenen Angaben als Lehrerin am Philantropin.

Im Sommer 1939 bemühte sich die junge Frau ernsthaft um die Auswanderung nach „Nordamerika über England“, wie in ihrem von der Tante unterschriebenen Antrag vom 3. Juli 1939 steht. Aus Archivunterlagen geht der fortgeschrittene Stand der Vorbereitungen für die Emigration hervor. Der Antrag auf Mitnahme von Umzugsgut war bereits gestellt der Fragebogen für die Versendung ihres Eigentums ausgefüllt und mehrere Listen für Reise- und Handgepäck bearbeitet, Beim Blick auf diese Listen fällt auf, dass darin eine im Jahre 1938 gebraucht gekaufte Schreibmaschine von den Behörden durch Unterstreichung besonders gekennzeichnet wurde. Der Umzugsgut-Antrag war bereits durch die Behörden genehmigt, auch die für die Genehmigung der Auswanderung erforderliche Dego-Abgabe war beglichen. Obwohl die Emigration zum Greifen nahe war, konnte Irene Kahn dennoch Deutschland nicht mehr verlassen.

Beim genauen Blick auf die Auswanderungsanträge fällt auf, dass sie nicht Irene Kahns persönliche Unterschrift tragen, sondern die ihrer Tante Recha Mannheimer. Weitere Recherchen im Hauptstaatsarchiv ergaben, dass Irene Kahn aufgrund von Kontakten mit der Sozialistischen Arbeiterpartei (SAP) am 2. Juni 1939 zunächst vorläufig festgenommen worden war. Sechs Wochen später, am 19. August 1939, erließ das Amtsgericht Karlsruhe einen Haftbefehl wegen „fortgesetzten Verbrechens der Vorbereitung zum Hochverrat.“ Belegt ist, dass sich Irene Kahn ab dem 27. August 1940 zur Untersuchungshaft im Zuchthaus Ludwigsburg befand. Vermutlich wegen ihrer jüdischen ‚Herkunft wurde in dem Verzeichnis der Untersuchungsgefangenen der Hinweis vermerkt: „Von anderen Gefangenen streng getrennt zu halten“. Außerdem liegt das Urteil des Oberlandesgerichtes Stuttgart vor, wonach Irene Kahn am 6. November 1940 wegen „Beihilfe zu einem Verbrechen der Vorbereitung eines hochverräterischen Unternehmens“ zu einem Jahr Haft verurteilt worden war.

Die Sozialistische Arbeiterpartei (SAP) war 1931 als selbstständige Organisation von Mitgliedern des linken Flügels der SPD sowie ehemaligen Kommunisten entstanden.
Die Mitglieder der SAP setzten sich für eine stärkere Zusammenarbeit der verschiedenen politischen Gruppierungen und eine Erneuerung der Arbeiterbewegung ein. Nach der

Machtübernahme der Nationalsozialisten wanderten einige der führenden Funktionäre aus, um von außen den Kampf gegen das NS-Regime zu führen. Zu ihnen gehörte auch Willy Brandt, der nach Oslo emigrierte. Nach anfänglichen Großaktionen, die zur Verhaftung zahlreicher Mitglieder geführt hatten, ging die SAP zu einer neuen Organisationsform über, bei weicher Fünfergruppen, später Dreiergruppen miteinander zusammen arbeiteten. Kuriere vermittelten Kontakte zu anderen Abteilungen, zur Leitung in Berlin und zu den Auslandsgruppen in Paris, Basel, Oslo oder Prag. Die Süddeutsche Sektion, zu der eine ca. 200 Mitglieder umfassende Frankfurter Gruppe gehörte, hielt vor allem Kontakt mit der Auslandsstelle in Basel. Dorthin flossen Informationen über die Stimmungslage in Deutschland, zurück brachten die Kuriere Zeitungen, um sie dann weiter zu verteilen. Auch die Unterstützung von Angehörigen verhafteter oder emigrierter Mitglieder gehörte zu der illegalen Arbeit der SAP. 1938/39 gelang es der Gestapo, die Organisation „von Lörrach, von der Grenzstelle ab über Freiburg, über Stuttgart, über Mannheim und über Karlsruhe“ aufzuspüren und aufzurollen, wie der frühere SAP-Mann Fritz Schmidt berichtete. Verschiedene SAP-Mitglieder in Süddeutschland wurden verhaftet und von einem Sondersenat des Oberlandesgerichtes Stuttgart verurteilt.

Dieses Gericht verurteilte auch Irene Kahn zusammen mit zwei weiteren Angeklagten, dem Ehepaar Weckerlein aus Frankfurt.

In der Begründung des Urteils vom November 1940 werden zunächst über sechs Seiten die Entwicklung und „hochverräterische“ Zielsetzung der SAP ausgeführt, bevor die „persönlichen Verhältnisse der Angeklagten und ihr politischer Werdegang“ näher betrachtet wurden. Danach hatte Irene Kahn während ihres Studiums Kontakte mit sozialistischen Studentengruppen. In der Urteilsbegründung wird auch erwähnt, sie sei überzeugte Zionistin gewesen und habe deshalb ursprünglich eine Emigration nach Palästina geplant. „Sie hat die Absicht auszuwandern. Da sie, wie schon oben erwähnt, noch immer zionistisch eingestellt ist, dachte sie ursprünglich an Palästina. Da sie aber dort nur landwirtschaftliche Betätigungsmöglichkeiten hätte, kam sie hiervon ab und will jetzt nach Amerika auswandern.“

Vermutlich wegen ihrer jüdischen Herkunft wurde in dem Verzeichnis der Untersuchungsgefangenen der Hinweis vermerkt: „Von anderen Gefangenen streng getrennt zu halten.“

Kontakte zu Mitgliedern der SAP hatte Irene Kahn laut Urteilsbegründung während ihres Studiums in Basel geknüpft und die dorthin emigrierten SAP-Vertreter über die Situation in Deutschland informiert. In Frankfurt nahm sie später Verbindung zu dem mit ihr angeklagten Ehepaar Weckerlein auf. Involviert war Irene Kahn offensichtlich auch darin, Angehörige von Emigranten mit Geldern aus Basel finanziell zu unterstützen und zur - teilweise illegalen - Flucht zu verhelfen. Im September 1938 fuhr sie nach Berlin, was ein Hinweis darauf sein könnte, dass die Lehrerin stärker in die Arbeit der SAP eingebunden war. Zudem legen die Studienorte Paris, Basel und Berlin, wichtige Auslandsstellen sowie die zentrale Steile für die SAP-Arbeit in Deutschland, nahe, dass Irene Kahn möglicherweise eine wichtige Rolle in der politischen Arbeit der Organisation spielte. Deutlich wird in dem Urteil des Stuttgarter Oberlandesgerichtes, dass sich die SAP nicht nur für politisch Oppositionelle einsetzte, sondern auch die Diskriminierung und Verfolgung der jüdischen Bevölkerung als ernste Gefahr ansah.

Aufgrund der Beweisaufnahme nennt die Urteilsbegründung vom 5. November 1940 folgende Vergehen als Grundlage für die Bestrafung der Angeklagten:

„1. Jede Tätigkeit, die geeignet ist, die Ziele der illegalen marxistischen Bewegung, die auf den gewaltsamen Sturz der Regierung und die gewaltsame Änderung der bestehenden Verfassung gerichtet sind, in irgendwelcher Weise zu fördern, erfüllt den Tatbestand des Verbrechens der Vorbereitung zum Hochverrat ... 4. Hiernach ist festzustellen, dass ... b) die Angeklagte Kahn zu dem Verbrechen eines hochverräterischen Unternehmens durch die Tat wissentlich Beihilfe geleistet hat, wobei auch ihre Tat darauf gerichtet war, zur Vorbereitung einen organisatorischen Zusammenhalt herzustellen oder aufrecht zu erhalten, und außerdem zum Teil im Ausland begangen worden ist... "

Verurteilt wurde Irene Kahn nach diesem Urteil zu einer Gefängnisstrafe von einem Jahr, welche durch die Untersuchungshaft, die mehr als drei Monate länger dauerte als das vorgesehene Strafmaß, als verbüßt erklärt wurde.

Der Haftbefehl gegen Irene Kahn wurde daraufhin durch Beschluss vom November 1940 aufgehoben. Die Unterlagen der Vollzugsanstalt Ludwigsburg geben allerdings keine Auskunft darüber, was anschließend geschah. Wir wissen nicht, ob sie möglicherweise freigelassen und erneut verhaftet oder ob sie von dort aus direkt nach Ravensbrück „verbracht“ wurde. Fest steht, dass Irene Kahn spätestens seit 1941 im Frauenkonzentrationslager Ravensbrück inhaftiert war. Nach Unterlagen der heutigen Mahn- und Gedenkstätte wurde Irene Kahn dort ab Januar 1941 mit der Häftlingsnummer 5374 geführt. Aus Unterlagen im Hauptstaatsarchiv geht hervor, dass ihr die sogenannte „Sicherungsanordnung“ in das Konzentrationslager zur Unterschrift zugestellt wurde.
Der Briefumschlag der Rückantwort vom 6. Februar 1941 gibt einen kleinen Einblick in die Lagerordnung. Danach durfte jede „Schutzgefangene“ nur einen Brief oder eine Karte im Monat absenden und empfangen. Darüber hinaus wurden genaue Vorschriften für Umfang, Form und Inhalt erlassen.

Weitere Informationen über das Schicksal von Irene Kahn konnte die Gedenkstätte nicht ermitteln, da die SS im Frühjahr 1945 einen großen Teil der Verwaltungs- und Registraturakten vernichtet hatte. Daher verfügt die Gedenkstätte weder über Personal-unterlagen noch über Gestapo-Akten. Irene Kahn überlebte das Konzentrationslager nicht. Sie starb nach Angaben des Gedenkbuches für die Opfer des Nationalsozialismus am 24. März 1942.

Irene Kahn wurde in doppelter Hinsicht Opfer des Nationalsozialismus, als politisch und als „rassisch“ Verfolgte. Wenn man bedenkt, welchen Restriktionen sie als Jüdin ausgesetzt war, ist ihr Mut, sich politisch gegen das NS-Regime zu betätigen, zu bewundern. Die zahlreichen Auslandsaufenthalte lassen vermuten, dass es Irene Kahn möglich gewesen wäre, Deutschland rechtzeitig zu verlassen. Sie blieb und gefährdete damit sich und ihr eigenes Leben. Bleiben oder gehen? Dies ist eine Frage, welche nicht nur die eigene Person betrifft, sondern die auch Konsequenzen für andere Menschen hat. Habe ich die Möglichkeit, andere zu schützen oder zu stärken, wenn ich bleibe? Gefährde ich andere, wenn ich mein eigenes Leben rette? Ist die Chance, die politischen Verhältnisse zu ändern, größer, wenn ich bleibe? Oder ist das damit verbundene Risiko für das eigene Leben zu hoch? Gefährde ich dadurch möglicherweise die Durchsetzung der Ziele?

Wir kennen leider nicht die Gründe, weshalb Irene Kahn noch so lange in Deutschland blieb. Die Informationen, die wir über sie haben, lassen jedoch vermuten, dass ihre Entscheidungen von persönlichen wie von politischen Motiven beeinflusst waren. Heute erinnern an Irene

Kahn und ihre Tante Recha Mannheimer kleine Namenstafeln an der Gedenkwand am Börneplatz in Frankfurt.

Quellen: Urteil des OLG Stuttgart, Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, Staatsarchiv Ludwigsburg, Ger von Roon: Widerstand im Dritten Reich, S.73 f., Fritz Schmidt: SAP in Höchst für Einheitsfront, in: Hessische Gewerkschafter im Widerstand. Hg. vom DGB-Bildungswerk Hessen und dem Studienkreis deutscher Widerstand. Gießen 1983, S.192-196, Urteil des OLG Stuttgart vom 5. November 1940, Schreiben der Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück vom 11. März 1999, Deportationsbuch der von Frankfurt am Main aus gewaltsam verschickten Juden in den Jahren 1941-1944.

Angelika Rieber (Aus: Studienkreis Deutscher Widerstand. Informationen 58, November 2003,)

Allerheiligenstrasse 26

BALTHASAR SAUER, Jahrgang 1883, politisch verfolgt, ermordet 1945 im KZ Auschwitz.

Balthasar Sauer stammte aus Oberkalbach, Kreis Schlüchtern. Nachdem ein Unfall ihn zwang, seine Stelle bei der Reichsbahn aufzugeben, betrieb er etwa seit 1926 in der Allerheiligenstrasse 26 die Gastwirtschaft „Zum grünen Wald“ und wohnte mit Ehefrau und Sohn im selben Haus. Gegenüber lag das alte Gewerkschaftshaus, das auch Sitz der SPD war; 1931 bezogen die Gewerkschaften ihr neues Haus in der Wilhelm-Leuschner-Strasse. Sauer war Mitglied der SPD und des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold.

Gewerkschaftsfunktionäre, SPD - und Reichsbannerangehörige nutzten die Gastwirtschaft als Versammlungsort. Aber schon ab 1933 führten Boykott und Razzien durch die SA zu einem erheblichen Umsatzrückgang. Im Juli 1942 wurde Balthasar Sauer in Polizeigewahrsam (Hammelsgasse) genommen und der Vorbereitung zum Hochverrat beschuldigt. Im einzelnen wurden ihm die Duldung von Juden und Marxisten als Gäste vorgeworfen, zudem sei er gegen „staatsabträgliche Gespräche“ in seiner Gastwirtschaft nicht eingeschritten und habe selbst an solchen teilgenommen. Zwar kam es zu keiner Verurteilung, aber die Gestapo wies ihn zur „Umschulung“ in das KZ Dachau ein. Von dort kam er 1944 ins KZ Lublin und wurde im Januar 1945 in Auschwitz ermordet.

Noch während seiner Inhaftierung in Frankfurt wurde Balthasar Sauer die Konzession zum Betrieb der Gastwirtschaft entzogen. Wohnung und Gastwirtschaft fielen beim Bombenangriff vom März 1944 in Trümmer. Sauers Witwe und sein Sohn erhielten nach dem Krieg eine geringe Entschädigung.

Quellen: Studienkreis Deutscher Widerstand, Entschädigungsakte Archivnr. 739
HstA Wiesbaden Abt. 518 Nr. 6155 u.a.

Regine Wolfart, Initiative Nordend

Stoltzestrasse 14

WILHELM LATSCH, Jahrgang 1884, Politisch verfolgt. Tod 1944 im KZ Dachau.

Wilhelm Latsch, 1884 in Gelnhausen geboren, war gelernter Mechaniker und wohnte mit seiner Ehefrau und drei Kindern in der Stoltzestrasse 14 in Frankfurt a.M. Er war Mitglied der SPD und zunächst als Büchereihelfer bei der städtischen Volksbücherei beschäftigt.
Im September 1933 wurde ihm in einem Schreiben des Frankfurter Oberbürgermeisters Krebs seine fristlose Entlassung mitgeteilt „da Sie nicht die Gewähr dafür bieten, daß Sie jederzeit rückhaltlos für den nationalen Staat eintreten". Erst drei Jahre später fand er wieder eine Stelle, diesmal als Maschinenschlosser bei der Firma Simon in Frankfurt. Ab 1940 bis zu seiner Verhaftung arbeitete er dienstverpflichtet bei den Adler-Werken. Im Februar 1943 wurde er zusammen mit anderen Arbeitskollegen wegen des Verdachts „staatsfeindliche Äußerungen Dritter nicht angezeigt zu haben" in Polizeigewahrsam genommen.
Die fünfmonatige Untersuchungshaft endete ohne Anklage und Gerichtsverfahren, was die Gestapo nicht daran hinderte, ihn im Juli 1943 ins KZ Dachau einzuliefern. Dort starb Wilhelm Latsch im April 1944.

Seine Tochter Anna Jaburek, die bei der Verlegung des „Stolpersteins" für ihren Vater am 15. Oktober 2004 anwesend sein wird, erinnert sich, dass ihr Vater im sogenannten Prominentenblock des Konzentrationslagers untergebracht war. Den Grund dafür konnte die Familie nicht in Erfahrung bringen. Die Angehörigen wussten aber, dass der Vater Zwangsarbeit in einer Radiofabrik leisten musste. Er starb an seinem 60. Geburtstag.

Frau Jaburek berichtete auch, dass die Familien Sauer und Latsch sich kannten (für Balthasar Sauer wird ebenfalls ein Stein verlegt) und die beiden Männer sich im KZ Dachau begegnet sind, bevor B. Sauer nach Auschwitz verlegt wurde.

Bei dem Luftangriff auf Frankfurt im März 1944 verlor die Familie ihre Wohnung. Nach dem Krieg musste Wilhelm Latschs Witwe lange um eine bescheidene Wiedergutmachung kämpfen.

Quellen: Studienkreis Deutscher Widerstand, Entschädigungsakte Archivnr. 495, HSTA Wiesbaden Abt. 518, Nr. 692, 2693, mündlicher Bericht der Tochter Anna Jaburek

Regine Wolfart, Initiative Nordend

Untermainkai 20

ADOLF MORITZ STEINSCHNEIDER, Jahrgang 1894, 1944 ermordet

Adolf Moritz Steinschneider, geboren am 20. Juni 1894 in Berlin, war Enkel des Judaisten Moritz Steinschneider. Er war Jude. Er studierte in Berlin und München Rechts- und Wirtschaftswissenschaften. 1918 wurde er wegen seiner Beteiligung am Spartakusaufstand zu einem Jahr Haft verurteilt. Ab 1926 war er Rechtsanwalt in Frankfurt am Main und verteidigte in politischen Prozessen zahlreiche Linke. Er war Mitbegründer der Roten Hilfe und der deutschen Liga für Menschenrechte. Im Februar 1933 emigrierte er zusammen mit seinen Brüdern Gustav und Karl in die Schweiz. Am nächsten Tag zertrümmerten Hitleranhänger seine Kanzlei. Die Schweiz wies A.M. Steinschneider 1935 während einer Reise nach Paris aus. Er blieb in Frankreich.

Während seiner Emigration schrieb und erhielt er viele Hundert Briefe, die zusammen mit publizistischen und amtlichen Zeugnissen der Exilsituation den Kern des Steinschneider-Nachlasses ausmachen. Diese fast lückenlos erhaltene Korrespondenz zwischen 1933 und 1944 und einige Aufsatz- und Buchmanuskripte schildern die persönliche und politische Situation der Steinschneiders und der deutschen Emigranten vor allem in Paris. Korrespondenzpartner waren u.a. seine Brüder Gustav und Karl in Palästina. Gustav Steinschneider gehörte in den zwanziger Jahren zur Berliner literarischen Boheme. Adolf Steinschneider hatte mit Eva Reichwein eine Tochter Marie Louise. Eva Reichwein folgte Adolf Steinschneider 1938 mit ihrer Tochter nach Paris. 1942 heirateten die beiden.

1939 wurden Steinschneider, Reichwein und das Kind aus Paris ausgewiesen. Steinschneider wurde in Vichy-Frankreich interniert und 1944 von der SS ermordet.

Der Verein „Adolf Moritz Steinschneider Archiv. e.V.“ (AMSTA) wurde 1999 in Frankfurt am Main gegründet. Sein Zweck ist die wissenschaftliche Pflege, Erforschung und Veröffentlichung der Nachlässe Adolf Moritz Steinschneiders und seiner Familie.
Der Steinschneider-Nachlass befindet sich im Exilarchiv der Deutschen Bibliothek in Frankfurt am Main.

Internet: www.amsta.de. Kontakt: Adolf Moritz Steinschneider Archiv. e.V. (AMSTA)
c/o M.-L. Steinschneider, Altheimstr. 10, 60431 Frankfurt am Main.

Auszüge aus Briefen

am 16. Oktober 2004 im Haus der Arbeiterwohlfahrt (Eckenheimer Landstraße 93) von Peter Heusch und von Marie-Luise Steinschneider gelesen

(Mauriac) Mittwoch, 20. 8. 41 zu Aigle bis Sonntag 24. 8. 194 1.

Muschlein,

ab heute arbeiten wir nur zehn Stunden, also eine Stunde weniger am Tag. Das macht allerdings 5,20 Verdienst weniger, wöchentlich 31,20, mir ist aber sehr angenehm und zwar aus folgenden Gründen. Arbeitet man 11 Stunden, so benötigt man 9 Stunden Schlaf. Für Essen und anderes, Waschen pp bedarf es doch 3 und nicht 2 Stunden, wie ich angesetzt habe. Nicht mal die 15 Minuten Casscroute [Essenpause] werden in die 11 Arbeitsstunden eingerechnet. Und 1 Stunde geht eben doch für die vier Wegzeiten á 15 Minuten drauf. Dann ist der Tag von 24 Stunden komplett, ohne dass man nur eine Minute für etwas anderes

erübrigen könnte. Arbeitet man nur 10 oder gar nur 9 Stunden, so benötigt man nur 8 Stunden Schlaf, man gewinnt also 2 bzw. 3 Stunden am Tag. Würde ich bei Dir essen und keine Zeit mit Waschen in der Kantine verlieren und für den Weg ein Rad haben, so könnte man bis auf 4 Freistunden kommen.

Außerdem ist man weniger müde, und das ist sehr wichtig. Ab gestern bin ich nun wirklich Zimmermann und darf auf dem Gerüst bei der Konstruktion helfen. Nachdem ich einen Tag Bretter zugetragen und einen Tag Planken entnagelt und einen Tag kleine Stücke von Brettern abgesägt hatte, schien sich der Contremaitre von meiner hundertprozentigen Eignung zum Zimmermann überzeugt zu haben und fragte nur noch kurz, ob ich mich hinaufgetraute („vous pouvez monter lá?"). Das war aber wohl nur rhetorisch gefragt und wie sollte ich ihn durch ein „Nein" enttäuschen? Hier, wie beim Standesbeamten, gibt es nur ja. Außerdem war ich glücklich und ich müsste lügen, wenn ich bestreiten wollte, dass mir (bis jetzt wenigstens) die Arbeit rudement Spaß macht. Übrigens ist Nägel einschlagen, Nägel ausreißen und etwas sägen tatsächlich das einzige, was der Zimmermann wirklich macht. Der Rest ist Turnen und Geschicklichkeit. Bei Leuten, die nicht schwindelfrei sind auch Mut, bis sie es sich angewöhnt haben, sonst sollen sie es lieber aufgeben. Ich bin nun Gott sei dank immer noch schwindelfrei, bedarf also des Mutes nicht, sondern nur des Turnens. Das macht mir Spaß, ich bin es aber leider etwas entwöhnt. Na, es wird sich schon wieder einstellen. Ich wurde also einem spanischen Granden, der mir schon vorher durch sein grandseigneurhaftes Aussehen aufgefallen war, als Gehilfe zugeteilt. Flor de Lys heißt er- Lilienblume und ist ein reizender Kerl, abgesehen davon, dass er grässlich nach Knoblauch und ähnlichem stinkt.

An Gustav und Karl Steinschneider - Paris, 25. April 1936

Lieber Gust und Karl,

immer noch zeit- und portoersparnishalber ein gemeinsamer Brief. Gust wird ja bereits wieder in Unruhe sein, ich hoffe aber, dass Ihr beide so vernünftig seid, dass nach den letzten dortigen Ereignissen es wohl an Euch wäre, per <u>sofort</u> mittels einer Flugpostkarte über Euer und Karls Familie Ergehen zu berichten, wie es viele von dort mit ihren Angehörigen gemacht haben, sogar telegrafisch, soweit sie sich es leisten konnten. Die Unruhe ist nunmehr <u>hier</u> am Platze. Es mag meinetwegen vieles übertrieben sein, wie von zionistischer Seite behauptet wird, es mag auch die Ruhe bereits völlig wieder hergestellt sein, jedenfalls berichtete vor drei Tagen die ganze Presse so, als wenn nunmehr in Palästina Kriegsschauplatz sei und die Juden von den Arabern ins Mittelmehr getrieben würden, wie weiland die Russen in die masurischen Sümpfe durch Hindenburg. Hoffen, wir, dass dieses, ja bereits seit Monaten sozusagen vorauserwartete Ereignis ein Ventil darstellt, durch das der Überdruck bis auf weiteres entwichen ist. 11 Tote werden auf jüdischer Seite gemeldet und etwa 300 Verletzte. Ein schweres Opfer, das hoffentlich hinreicht, dass die Engländer den von ihnen übernommenen Verpflichtungen in Zukunft besser nachkommen, und vor allem die Juden einen noch besseren Selbstschutz organisieren, mit ausreichender Bewaffnung. Die hiesigen Revisionisten haben ja bereits eine Flugzeugstaffel ins Leben gerufen und bereiten eine berittene Abteilung vor, was nur zu billigen ist. Man will nun einmal einen Staat, und wenn man A gesagt hat, muss man den Mut haben, auch B. zu sagen. So sympathisch mir der Zionismus ist, ist er ja leider in gar keiner Weise ausreichend, um das jüdische Problem als solches einer ausreichenden Lösung zuführen zu können. Hierzu bedarf es ganz anderer Dinge. M.E. zunächst einmal einer intensiven Gemeinschaft und Cooperation zwischen deutschen polnischen und russischen Juden. In diese Richtung gehen momentan meine Versuche, vor allem muss ich erst einmal meine eigene Gruppe von dieser Notwendigkeit überzeugen. Mit Unger gehe ich übrigens, trotz weitgehender sonstiger

Unterschiedlichkeiten, hierin einig. Ich habe begonnen, Verbindung aufzunehmen mit den hier sehr stark vertretenen Organisationen der Ostjuden, von denen in Paris vielleicht nicht weniger leben, als etwa in Palästina. Es gibt hier ein jüdisches Viertel, dessen Ausdehnung wohl nur noch durch London und New York übertroffen wird. Man muss die deutsche Emigration, d.h. diese idiotischen und belämmerten deutschen Juden erst einmal in die große allgemeine Diaspora eingliedern [...]

[...] Hier ist ein Umschulungskurs für französische Intellektuelle auf qualifizierte Arbeit eingerichtet worden unter dem Präsidium von Herriot persönlich. Hierzu sind auch 16 jüdische, deutsche Intellektuelle zugelassen worden. Auf Grund meiner Anmeldung beim ORTA von vor 8 Monaten wurde auch ich angefragt, und so beginne ich jetzt einen Ausbildungskurs als „ Autogenschweisser und Elektrikschweißer", Kursus von 3 Monaten, gratis, wahrscheinlich freies Essen für einmal am Tage im jüdischen Asyl, aber Beamtenküche, Aussicht auf Carte de Travail, damit Carte d'Identité, die heissbegehrte, und ferner Aussicht auf Arbeit als Schweißer mit mindest 1000,- Frcs im Monat, einem der wenigen Berufe, in dem es bis jetzt statistisch noch keine Arbeitslosen gibt, mit dem man auf der ganzen Welt noch „gefragt" wird, so auch in Russland oder Palästina. Ein vor zwei Jahren auf diese Weise ausgebildeter deutscher Anwalt, der dann nach Brasilien geschickt wurde, ist jetzt dort Leiter der Elektrizitätsgesellschaft...

(119) Pradines 7.6.42

Murkelchen,
Heute bist du 15 Jahre alt. Mit 15 Jahren ist man schon „wer",
kann es jedenfalls schon sein! Mit 16 kann man, wenn mans schafft, schon eine junge Dame darstellen und darf sich – evt.- wenn man ein „wömot" hat, schon verheiraten - nach dem Gesetz. Ich hab ja nun seit l0 Jahren schon aufgehört „wer" zu sein. Na, vielleicht kommts noch mal wieder. Woran erkennt man, wenn man „wer" ist ? Eigentlich daran, daß die anderen zuerst an den Hut fassen. Das tun sie zwar auch, wenn wer viel Geld hat, oder ein „von" vor seine Namen, oder wenn einem sein Name in der Zeitung gestanden hat. Aber das sind ja Zufälle. Um es zu erreichen, daß man „wer" ist, muß man mehr können, mehr wissen, mehr verstehen, als andere. Und das erreicht man fast ausschließlich dadurch, daß man mehr arbeitet - und mehr aufpaßt. Das ist die Hauptsache des Geheimnisses. Na, man kann ja nicht sagen, daß du faul bist. Aber was du arbeitest, das ist immer noch die Grundlage, das Erdgeschoß. Jetzt fängt aber schon die erste Etage an. Sieh mal zu, was du in den Ferien mit Zeichnen und Malen erreichen kannst. Ein kleines Angebinde, das dir hoffentlich Freude macht, hab ich gestern von Clermont abgesandt. Nicht in dem Sinne, dass du dir angewöhnen sollst, die Dinge „mit Handschuhen" anzufassen. Man soll im Leben außer vielleicht Menschen – überhaupt nichts mit Handschuhen anfassen ! Aber in dem Sinne von Arbeit durch Kraft - Kraft durch Freude, Freude durch Handschuhe.
Aber: wenn man arbeitet, soll man keine Handschuhe anziehen – und wenn man Handschuhe anhat – nicht arbeiten, sondern vergnügt sein. Das wünscht dir mit einem dicken Geburtstagskuss dein Vater.

Schwarzburgstrasse 50

BERNHARD BECKER, Jahrgang 1914. Politisch verfolgt. Tod 1937 in Gestapohaft, Frankfurt

Ansprache von Pfarrer Raimund Falk, Pfarrei St. Bernhard, bei der Verlegung vor dem Haus Schwarzburgstr. 50 am Freitag, dem 15. Oktober 2004.

„So spricht der Herr: Fürchte dich nicht, denn ich rufe dich beim Namen, mein bist du." (Jes 43, 1) .... Einen ewigen Namen gebe ich ihnen, der niemals ausgetilgt wird' (Jes 56, 5)

Es ist eine fundamentale Botschaft, die uns in solchen Sätzen aus der URKUNDE des Bundes zwischen Gott und seinem Volk vermittelt wird. Hier wird uns in der Tat die UR-sprüngliche Würde des Menschen KUND-getan.

Der Name steht im Sprachgebrauch der Bibel für das, was den Menschen zur Person macht, was ihn unverwechselbar, nicht austauschbar macht. Sätze dieser Art, wie wir sie beim Propheten Jesaja lesen, verkünden unmissverständlich, das jeder Mensch in den Augen Gottes unendlich kostbar ist. Die Menschenwürde kommt ihm nicht zu aufgrund einer aufkündbaren Übereinkunft, sondern von Anfang an. Sie ist begründet in Gott selbst.

Dafür steht der Name, der „*in Gottes Hand geschrieben"* ist - ein Name, „*der niemals ausgetilgt wird",* niemals vergessen wird.

„Stolpersteine gegen das Vergessen" werden heute verlegt. Ein wichtiges Zeichen in unserer Gesellschaft, die von der Tendenz zum schnellen Vergessen geprägt ist. Stolpersteine sollen die Namen von Menschen in Erinnerung halten.

Aufklärung und Säkularisation haben den Menschen in seiner Identität nicht nur gestärkt. Es ist paradox: Einerseits erleben wir eine wachsende Individualisierung mit dem unbändigen Drang, sich selbst zu verwirklichen, andererseits erleben wir eine ständige Zunahme der Anonymisierung. Der Trend geht dahin, den Namen gerade nicht in Erinnerung zu halten, sondern ihn mit dem Tod möglichst auszulöschen. Das anonyme Begräbnis setzt sich immer mehr durch. Eine Erinnerungskultur, heißt es, geht verloren.

Dem sollen die „Stolpersteine gegen das Vergessen" entgegengesetzt werden. Sie sollen über den jeweiligen Namen an Menschen erinnern, deren Namen auf jeden Fall in Erinnerung gehalten werden müssen, die nicht vergessen werden dürfen - weil sie Opfer eines Systems geworden sind, das ihnen nicht nur die Menschenwürde abgesprochen und geraubt hat und sie in den meisten Fällen der Anonymität eines Massengrabes überantwortet hat - Menschen, die „Lichtblicke" waren in einer dunklen Zeit.

„Verweigerte Erinnerung ist Mord!"- sagt ein jüdisches Wort. Es wäre erneuter Mord - an den Ermordeten. Darum ist diese Erinnerung so wichtig, denn so wird das Gedenken wach gehalten. Und nur Gedenken verhindert, in welcher Form auch immer, dass wieder geschehen kann, was geschah. Nur so bekommen und behalten die vielen ermordeten Menschen einen Namen.

Als Pfarrer der Katholischen Gemeinde St. Bernhard bin ich der „Bürgerinitiative Nordend" dankbar, dass sie durch die Verlegung dieses Stolpersteins heute den Namen eines Menschen wachhalten möchte, oder besser: ihn aus der Vergessenheit herausholen möchte, der einmal

zu unserer Gemeinde gehört hat und in ihr die entscheidenden Prägungen seines jungen Lebens erhalten hat: Bernhard Becker.

Hier im Haus Schwarzburgstr. 50 hat er gelebt, hier wurde er zusammen mit seinen Freunden, der „Gruppe Becker“ am 27. November 1937 durch die Gestapo-Männer Rudolf Thorn und Oswald Müller, die damals bei der Geheimen Staatspolizei Frankfurt für katholische Kirchenangelegenheiten zuständig waren, unter Beschuldigung, ein kommunistischer Agent zu sein, verhaftet.

Wer war Bernhard Becker? Die Zwillinge Bernhard und Ludwig Becker waren am 7. Dezember 1914 geboren worden. Die Umstände ihrer Geburt waren so, dass sie, ohne Eltern, vorwiegend bei den Großeltern aufwuchsen, die in verschiedenen Wohnungen im Gemeindegebiet der Pfarrei St. Bernhard gelebt haben, u.a. hier in der Schwarzburgstr. 50, wo Bernhard später dann ein kleines Atelier hatte, und wo er auch verhaftet wurde. Die beiden Brüder besuchten die Katholische Spohrschule. Nach dem Volksschulabschluss im Jahre 1929 absolvierten beide eine Ausbildung als Dekorationsmaler mit abschließender Gesellenprüfung 1932. Wie sein Bruder besuchte Bernhard später die Städelschule, verlor aber zweimal die ihm zunächst zugesagte Freistelle. Die Gründe dafür sind nicht deutlich erkennbar, hängen aber wohl, so vermuten die, die ihn gekannt haben, mit seiner entschiedenen, oft schroffen Art zusammen, mit der er seine Überzeugungen vertrat.

Bernhard hat sich später wiederholt als Vollwaise bezeichnet und seine bescheidene Schulbildung bedauert. Mit starkem Willen war er, etwa durch geeignete Lektüre, um Weiterbildung bemüht.

Starke Prägungen erhielten beide Brüder durch ihre Zugehörigkeit zur Pfarrei St. Bernhard. Hier hatte sich zu Beginn der dreißiger Jahre eine intensive Jugendarbeit entwickelt, die den Idealen der Jugendbewegung und der innerkirchlichen Reformbewegungen verpflichtet war und gerade bei der Mannesjugend in kluger Weise jungengemäßes, auf Abenteuer gerichtetes Leben mit Formen Gemeinschaftslebens und religiöser Kultur verband.

In einer Zeit zunehmender Radikalisierung des gesellschaftlichen Lebens durch die faschistischen und kommunistischen Parteien und Organisationen dieser Tage, war diese Jugendarbeit darauf bedacht, junge Christen in ihrer sich an Jesus Christus orientierenden Persönlichkeitsentwicklung zu fördern und zu prägen.

Genau da aber setzten die 1933 an die Macht gekommenen Nationalsozialisten an.
Ihr eigener totalitärer Anspruch zwang die jungen Menschen immer stärker in die eigenen Jugendorganisationen Hitlerjugend und Jungvolk, wo sie radikal indoktriniert werden konnten. Kirchliche Jugendarbeit wurde zunächst mehr und mehr eingeschränkt, dann immer stärkeren Repressionen ausgesetzt und schließlich im Februar 1936 ganz verboten.

Seit 1933 war Bernhard Becker in diese kirchliche Jugendarbeit der Pfarrei St. Bernhard einbezogen, zunächst noch nicht in leitender Funktion. Aber je stärker der Druck von außen wurde, desto mehr suchte er hier seinen eigenen Halt und war er bereit, andere in ihrem Widerstand zu bestärken. Im Laufe des Jahres 1934 tritt er dann immer ausgeprägter auch in Leitungsaufgaben hervor, in denen er versuchte, zu solchem Widerstand zu ermutigen und zu befähigen. Gegen den verstärkten Druck zum Eintritt in der Hitlerjugend setzte er mit seinen Freunden das Motto: *„Wenn alle untreu werden, so bleiben wir dir treu“* Sie orientierten sich dabei an dem Schriftwort aus dem Neuen Testament: *„Einer ist euer Meister, Christus!*

Ihr alle aber seid Brüder“. So haben sie an die Wände ihres Freizeitheims in Schlossborn im Taunus geschrieben.

Am 24. Januar 1935 wurde Bernhard Becker zum Pfarrjungscharführer gewählt. Ein Wechsel in der geistlichen Leitung der pfarrlichen Jugendarbeit im Laufe dieses Jahres stürzte ihn aber in eine ganze Reihe von Konflikten. Die neue geistliche Leitung war geneigt, sich dem Druck der Nationalsozialisten zu beugen und die Jugendarbeit auf streng religiöse Unterweisung zu beschränken. Becker ermutigte weiterhin klug und umsichtig die Jugendlichen und ihre Eltern zum Widerstand gegen den Druck, der von HJ und Jungvolk ausging, war aber zunehmend irritiert, weil er von kirchlicher Seite, wie er meinte, nicht ausreichend Rückhalt zu finden schien und fand sich in den Diskussionen über den künftigen Weg kirchlicher Jugendarbeit nur noch schwer zurecht. Das Wort „Treue“ spielt in den von ihm überlieferten Rundbriefen und Aufrufen eine immer größer werdende Rolle.

Nachdem in den ersten Monaten des Jahres 1936 zahlreiche Persönlichkeiten aus der Katholischen Jugendarbeit verhaftet und diese ganz verboten worden war, klagte Bernhard darüber, dass die *„verantwortliche Führung“* der Kirche in dieser Kampfzeit *„keine wegweisenden Linien gegeben“* habe. Am 14. September 1936 verließ er enttäuscht die verbandliche Jugendarbeit der Gemeinde und legte dort alle Ämter nieder. Gleichzeitig sammelte er um sich einen Kreis gleichgesinnter junger Menschen, die wie er durchaus Kontakt zur Gemeinde hielten, bei denen aber der Wille zum Widerstand gegen die totalitäre Vereinnahmung stärker ausgeprägt war. Bei den Gruppenabenden, die er fortan in seiner kleinen Wohnung hier in der Schwarzburgstraße 50 hielt, in der er auch sein Atelier hatte, war er ihr geistiger und geistlicher Führer, an dem sie sich orientierten. Dabei war es ihm immer wieder wichtig, Kontakt zu halten zu denen, die noch stärker als er in das kirchliche Leben der Gemeinde eingebunden blieben. Die Organe der Staatsmacht erkannten sehr bald und folgerichtig die prägende Kraft, die von ihm auf jungen Menschen überging. Darum konnte sie nicht tatenlos zusehen. Es kam zu der schon erwähnten Verhaftung seiner ganzen Gruppe am 27. November 1937.

Am Dienstag, dem 14. Dezember, wurde Bernhard Becker erhängt in seiner Zelle gefunden. Mithäftlinge aus seiner Gruppe berichteten von vielstündigen Verhören mit permanenten Faustschlägen, Ohrfeigen und Fußtritten. *„Der Gerhard hat zuletzt kaum noch etwas sehen und hören können, so war er zugerichtet“.*

Selbst einer der bei der Festnahme mitwirkenden Gestapo-Leute sagte später aus: *„Es gibt keinen Zweifel, dass Becker infolge der schweren Misshandlungen durch Reinke, Thorn und Müller in den Tod getrieben worden ist.“*

Der Zwillingsbruder Bernhards, Ludwig Becker, der nach dem Krieg die neuen Glasfenster für die Pfarrkirche St. Bernhard gestaltet hat, berichtet von einem *Vermächtnis* Bernhards, einer Notiz, die sein Bruder auf die ersten leeren Seiten eines Buches aus der Gefängnisbücherei geschrieben habe. Darin verzeiht er zwar seinen Peinigern, bezeichnet sie aber zugleich als Schande für das Evangelium und bittet um ein kirchliches Begräbnis sowie den Segen seiner Kirche. Bernhard glaubte, so war Ludwig überzeugt, er könne mit seinem Tod und seinem ewigen Schweigen den mit ihm inhaftierten Mitgliedern seiner Gruppe zur Freiheit verhelfen.

Pfarrer Alois Eckert, der selbst von Februar bis Mai 1937 in Strafhaft gewesen war, weil er sich geweigert hatte, die Kirche zum „Tag der Bewegung“ am 9. November 1935 zu beflaggen, hat Bernhard Becker am 21. Dezember kirchlich bestattet. An der Feier, die zu

einer beredten Demonstration des Protestes wurde, nahmen etwa 1000 Menschen teil.
Sein Bruder Ludwig hat den Begräbniszug Bernhards auf einem Aquarell festgehalten.

Bernhard Becker war wohl nach allem, was in den Zeugnissen von ihm erkennbar ist, für alle, die mit ihm umgingen, kein bequemer Mensch gewesen. Seine direkte, kompromisslose, manchmal schroff wirkende Art ließ aber immer eine klare Überzeugung erkennen, für die er unbedingt einstand. Für viele war er einer, an dem man sich orientieren und festhalten konnte.

Die Katholische Jugend Frankfurt (KJF) hat Anfang der 70er Jahre ihr Freizeithaus in Oberreifenberg im Taunus nach ihm benannt. Das Haus musste im Frühjahr dieses Jahres geschlossen werden, weil Nachbarn, die erst sehr viel später in dessen Umgebung gebaut hatten, gerichtlich so viele Auflagen erstritten haben, dass eine offene und angemessen freie Entfaltung der Arbeit und Freizeitgestaltung mit Kindern und Jugendlichen dort nicht mehr möglich ist.

Gerade deshalb erscheint es wichtig, dass die Erinnerung an Bernhard Becker jetzt durch die heutige Verlegung des Stolpersteins neu belebt wird. Menschen wie er, die sich dem Terror der Staatswillkür widersetzt haben und für ihre Überzeugung wie er in den Tod gegangen sind, dürfen nicht vergessen werden. Sie müssen „Stolpersteine“ bleiben, die uns immer wieder beunruhigen und zur Wachsamkeit rufen. Für die Gemeinde St. Bernhard darf ich der „Bürgerinitiative Nordend“ ein auf richtiges Wort des Dankes sagen.

Fürstenbergerstraße 139

KLARA STERN, geboren am 11.1.1884 in Weilburg (Lahn) , ermordet 25. 11.1941 in Kaunas

Klara Stern wurde am 22. November 1941 bei der dritten großen Deportation aus Frankfurt laut Deportationsliste nach Riga verschleppt, das bislang irrtümlich als Sterbeort galt und deshalb auch auf dem Namenfries der Gedenkstätte Neuer Börneplatz aufgeführt ist. Der Transport erreichte jedoch seinen ursprünglichen Bestimmungsort nicht und wurde wegen Überfüllung des dortigen Gettos nach Kaunas umgeleitet, wo die Frankfurter Verschleppten, darunter wahrscheinlich auch Klara Stern, am 25. November 1941 ausnahmslos ermordet wurden. Letzte Frankfurter Adresse Fürstenbergerstraße 139.

Quelle: Datenbank des Jüdischen Museums Frankfurt

Elisabethenschule, Vogtstraße 35-37

CAROLA DOMAR (1919-2004)

» ... bis wir es verstehen mußten«

Carola Domar wurde 1919 als jüngste von drei Geschwistern geboren. Ihr Vater, Siegfried Rosenthal war Rechtsanwalt und besaß eine Praxis in der Goethestraße, in der er noch bis zum Novemberpogrom 1938 tätig war. Die Familie wohnte im 0ederweg. Carola Rosenthal besuchte die Holzhausen-, später die Elisabethenschule, die sie 1935 verlassen musste. Danach besuchte sie ein Jahr das Philantropin. Die Eltern bemühten sich, ihre Tochter ins Ausland zu bringen. Die ältere Schwester lebte bereits in Paris, der Bruder in einem Internat in Italien. Nach kurzen Aufenthalten dort kehrte Carola Rosenthal jedoch wieder nach Deutschland zurück. Gegen den Willen der Eltern ging sie 1937 nach Groß-Bresen, einem nichtzionistischen Auswanderungslehrgut.

Kurz vor dem Novemberpogrom fuhr sie zu einer Familienfeier nach Frankfurt, wo sie die Verhaftung ihres Vaters erlebte, der einen Monat im Konzentrationslager Buchenwald inhaftiert war. Im März 1939 emigrierte sie nach England und von dort 1940 nach Amerika. Siegfried Rosenthal wanderte einen Monat später nacb Frankreich aus, wo er nach Kriegsbeginn als Deutscher interniert wurde. Die Mutter konnte zwei Tage vor Kriegsbeginn noch Deutschland verlassen, mußte jedoch nach der Eroberung von Paris durch die deutsche Armee erneut fluchten. Beiden gelang es, nach Amerika zu kommen. Ihr Bruder jedoch wurde in einem Lager ermordet.

Am 30. Juni 2004 vor der Elisabethenschule Foto: epd

Carola Domar starb im September 2004 in Concord bei Boston. Wenige Monate zuvor hatte sie wieder einmal ihre Heimatstadt besucht. Am 30. Juni konnte ihr vor der Elisabethenschule der für die gefertigte Stolperstein überreicht werden- Die Initiative dafür ging von der Berliner Dialoggruppe One-by-One aus, die Gespräche zwischen Kindern von Opfern nationalsozialistischer Verfolgung und Kindern der NS-Täter organisiert, an denen sich auch Carola Domar beteiligt hatte.

Ich wurde im Dezember 1919 geboren, kurz nach dem Ersten Weltkrieg, als jüngste von drei Geschwistern. Wir lebten im Oederweg, und mein Vater war Rechtsanwalt mit einer Praxis in der Goethestraße. Meine Eltern waren sehr religiös. Wir führten einen koscheren Haushalt - bis 1933. Danach meinte mein Vater, wenn Gott einen Hitler zuläßt, dann wollte er nichts mehr mit koscherer Küche zu tun haben. Mit meinen Eltern ging ich jeden Samstag in die Synagoge. Am Schabbath darf man ja nicht fahren, deshalb liefen wir vom Oederweg dorthin. Während meiner Schulzeit ging ich natürlich an Feiertagen nicht in die Schule.

Obwohl ich vollständig jüdisch erzogen wurde, sagte ihr das Wort »jüdisch« damals wenig. Im 1. Schuljahr hatten wir zweimal in der Woche Religionsunterricht Die katholischen Kinder gingen in eine Gruppe und die evangelischen in eine andere. Als ich gefragt wurde, welcher Religion ich angehöre, wußte ich es nicht. Ich kann nicht verstehen, wieso ich nicht wußte, daß ich jüdisch war, denn ich ging ja regelmäßig in die Synagoge. Aber das Wort »jüdisch« sagte mir nichts. Dann mußte man meine Eltern anrufen, um festzustellen, in welche Religionsstunde ich gehen sollte.

In der Holzhausenschule war ich vier Jahre, anschließend ging ich in die Elisabethenschule. Wenn ich von zu Hause zu meiner Klavierstunde ging, mußte ich am Opernplatz vorbei. Eines Tages sah ich dort eine große Menge Menschen versammelt. Ich fragte: »Was ist denn los?« Und man antwortete mir, Hitler sei gerade an die Macht gekommen, von Hindenburg zum Reichskanzler ernannt worden. Ich hatte schon viel über Hitler gehört, und irgendwie hatte man Angst. Ich ging nach Hause und war sehr deprimiert. Was wird werden? Was wird passieren? Wir waren sehr deutsch und plötzlich wurde uns gesagt, ihr seid nicht deutsch, ihr seid jüdisch. Das war für uns sehr schwer zu verstehen.

Am 1. April 1933 - ich war gerade dreizehn Jahre alt - fand der Boykott jüdischer Geschäfte statt. An diesem Tag konnte mein Vater nicht in sein Rechtsanwaltsbüro gehen, jüdische Schüler durften nicht in die Schule. Meine Schwester war damals in der Oberprima und stand kurz vor dem Abitur. Sie war so entsetzt über den Boykott und die Tatsache, daß sie an diesem Tag nicht in die Schule gehen durfte, daß sie nie mehr in die Schule zurückkehrte. Sie kam nicht darüber hinweg und ging ohne Abitur ab. »Wenn sie mich nicht wollen, werde ich nicht mehr in die Schule zurückgehen«. Meine Schwester zog dann später nach Frankreich und heiratete dort einen französischen Mann.

Ich selbst war sehr unglücklich darüber, daß die anderen Kinder in die Schule gehen konnten und ich ni cht. Aber es traf mich nicht im selben Maße wie meine Schwester. Am nächsten Schultag ging ich wieder in die Schule, als ob nichts gewesen wäre.

Ich war eine gute Schülerin, war sportlich und in der Klasse sehr beliebt. Damals war es wichtig, gut in Sport zu sein, wichtiger als die Tatsache, daß ich jüdisch war. In der Schule wurden wir schon sehr militaristisch erzogen, mußten wie Soldaten in Reihen gehen. Weil ich das schon fürs Schwarze Fähnlein gelernt hatte, war ich in der Klasse sehr anerkannt. Im Mai 1933 fuhren wir eine Woche lang in das Schullandheim Wegscheide. Dort ging es sehr militaristisch zu. Ich war damals Klassensprecherin. Zwei oder drei Mädchen äußerten bei

dieser Gelegenheit, sie wollten nicht von Juden geleitet werden. Daraufhin gab es einen sehr großen Streit in der Klasse, fast einen Kampf Die Lehrerin ließ abstimmen, und die Mehrheit entschied, daß ich weiterhin Klassensprecherin bleiben sollte.

Antisemitismus habe ich schon verspürt, und über die Jahre wurde es immer schwieriger, aber dieser Prozeß verlief sehr langsam, ein Schritt nach dem anderen. Das erste Ereignis, das mir wirklich Schwierigkeiten bereitete, war der Umstand, daß ich die Elisabethenschule verlassen mußte. Ich hatte sehr viele nichtjüdische Freunde, und obwohl einige plötzlich nicht mehr mit mir Kontakt hielten und andere zu uns kamen und sagten, sie könnten nicht mehr kommen, glaubten wir, das dauert vielleicht ein paar Monate oder ein paar Jahre, und dann würde das Leben weitergehen wie vorher. Wie auch mein Vater glaubte ich nicht daran, daß Hitler lange an der Macht bleiben würde. Deshalb taten wir nichts dagegen. Wir waren stolz, deutsch zu sein. Daß die anderen Deutschen sich so ändern würden, das konnten wir nicht verstehen, bis wir es verstehen mußten.

Die Elisabethenschule war meine Schule. Ich hatte vor, dort Abitur zu machen, und es kam mir nie in den Sinn, daß ich dies nicht tun könnte. Eines Tages, ich glaube es war Anfang 1935, wurde ich von der Direktorin ins Büro gerufen, wo mir eröffnet wurde, daß ich nicht mehr in diese Schule gehen könnte. Es war vollkommen unerwartet und schrecklich für mich. Man sagte mir, ich müßte ins Philantropin gehen, in eine jüdische Schule. Ich wollte nicht ins Philantropin, denn für mich war es wichtiger, deutsch zu sein als jüdisch. Ich wollte nicht auf eine jüdische Schule gehen. Ich war dann etwa ein Jahr im Philantropin und habe dort überhaupt nicht gearbeitet, habe meine Schularbeiten nicht gemacht. Wenn man zu etwas gezwungen wird, was man nicht will, dann kann das nicht gut gehen. Mit fünfzehn Jahren verließ ich die Schule. Ich hatte nie vor auszuwandern, ich wollte in Deutschland bleiben. Ab 1935 dachten meine Eltern jedoch daran, mich wie meinen Bruder aus Deutschland herauszuschicken. Ich konnte hier nicht auf die Universität gehen, denn Juden durften nicht mehr studieren, und meine Eltern wußten einfach nicht, was sie mit mir machen sollten. Zunächst schickten sie mich für ein Jahr als Haustochter zu einer Familie nach Berlin.

Als ich etwa acht Jahre alt war, erzählte mir ein Vetter von einer jüdischen Jugendgruppe, die sich »Kameraden« nannte. Die Idee dieser Bewegung war deutlich gegen die ältere Generation gerichtet. Dieser warf man vor, sie kümmerten sich nicht genug um ihre Kinder, sie würden trinken und rauchen. Wir wollten uns anders verhalten. Wir machten vieles, was unsere Eltern nicht billigten. Mit dieser Gruppe der Jugendbewegung, der ich mich dann anschloß, gingen wir am Sonntag in den Wald oder in den Taunus, und während der Ferien fuhren wir ins Lager. Oft sind wir Stunden um Stunden gewandert, immer mit der Fahne und ziemlich militärisch.

1935 lernte ich dann Kurt Bondi kennen und hörte von einem Auswandererlehrgut für nichtzionistische jugendliche in Groß-Bresen bei Breslau. Von Anfang an wußte ich, das war etwas für mich. Es gab damals viele Lehrgüter für jugendliche, die nach Palästina auswandern wollten und dort landwirtschaftlich ausgebildet wurden. Aber hier gab es ein Auswandererlehrgut für junge Menschen, die nicht zionistisch waren, aber wußten, daß man aus Deutschland heraus mußte, nicht nach Palästina, sondern in ein anderes Land. Ich wollte unbedingt nach Groß-Bresen. Meine Eltern waren entsetzt. Die Tochter eines Rechtsanwalts lernt Landwirtschaft, will Bäuerin werden. Das geht nicht, das ist unmöglich. Mein Vater wollte immer, daß ich Rechtsanwältin werde. Aber ich wollte lieber einen sozialen Beruf erlernen. Meine Eltern versuchten alles, um mich von meinem Wunsch, nach Groß-Bresen zu gehen, abzubringen. Sie erlaubten es mir einfach nicht und schickten mich statt dessen nach Frankreich zu meiner Schwester. Dort hatte ich eine sehr schwierige Zeit, ich wollte nicht in

Paris sein. Meine Familie hatte gehofft, daß ich nicht wieder zurückkommen würde, wenn ich einmal draußen war. Nach vier Monaten kehrte ich zurück und ging dann doch nach Groß-Bresen. Dort blieb ich etwa anderthalb Jahre. Die Ausbildung in Groß-Bresen war sehr schwer. Oft stand man um vier Uhr auf, um die Kühe zu melken, dann mußten die Hühner versorgt werden, der Garten, die Felder und die Wäsche. Es war eine schwierige, aber auch eine sehr glückliche Zeit. In Groß-Bresen lebten etwa 130 junge Menschen zwischen fünfzehn und fünfundzwanzig Jahren. Wir waren dort vollkommen isoliert von der Wirklichkeit in Deutschland, wußten gar nicht, was um uns herum geschah. Für uns war es wie eine Insel. Ich kann gar nicht beschreiben, wie wichtig diese Zeit für mich war, denn wir haben in Groß-Bresen viel gelernt. Noch heute stehe ich in engem Kontakt mit früheren Groß-Bresenern.

Eines Tages, Mitte Oktober 1938, bekam ich einen Brief von meinem Vater. Meine Eltern hatten Mitte November Silberhochzeit, und mein Vater bat mich, aus diesem Anlaß nach Hause zu kommen. Er wollte meine Mutter überraschen. Ein paar Tage später erhielt ich einen Brief meiner Mutter, ich solle bitte kommen und meinen Vater überraschen. Beiden habe ich geschrieben, es täte mir sehr leid, ich könne keine Ferien bekommen. Natürlich fuhr ich doch nach Frankfurt und überraschte beide. So um den 6. November herum kam ich in Frankfurt an. Die Silberhochzeit sollte am 11. November sein, und am 9. November war dieser schreckliche Tag, die »Kristallnacht«. Mein Vater war in der jüdischen Gemeinde sehr aktiv. Er war einer der ersten, die verhaftet wurden. Wir wußten gar nicht, was los war. Plötzlich kamen vier oder fünf Nazis und holten meinen Vater. Mein Onkel, sein Bruder, war gerade zu Besuch, ihn nahmen sie auch gleich mit. Einer der Nazis hatte Jahre davor einmal einen Prozeß gegen meinen Vater verloren. Er kam herein und gab meinem Vater eine Ohrfeige - vor unseren Augen. Dann nahmen sie meinen Onkel und ihn mit. Wir hatten keine Ahnung, wohin sie gebracht wurden, was los war, ob man meinen Vater getötet hatte.

Ich kann mich nicht mehr an viel erinnern. Aber ich weiß noch - davon träume ich oft - daß an dem Tag, als mein Vater abgeholt wurde, diese Gruppe am späten Nachmittag noch einmal kam, das ganze Haus nach irgendwelchen verbotenen Sachen durchsuchte und verwüstete. Wir hatten eine sehr gute Bibliothek. Dort holten sie alle Bücher aus den Regalen und schmissen sie auf den Boden. Natürlich hatten wir Bücher von Heine und Werfel und ähnliche Literatur. Niemand hatte gesagt, daß man keine Bücher jüdischer Schriftsteller besitzen durfte, aber es hat sie offensichtlich geärgert. Wir hatten auch Bücher von Goethe, Schiller und anderen Schriftstellern, aber eben auch Heine. Alle Bücher jüdischer Autoren nahmen diese Nazis mit. Sie gingen durch alle Zimmer der Wohnung, die anschließend völlig verwüstet war. Währenddessen mußten wir an der Wand stehen und durften kein Wort sprechen. Wir wußten nicht, was mit uns passieren, ob man uns töten würde. Das kommt jetzt alles in mein Gedächtnis zurück. Ich hatte es vergessen. Ich wußte, daß mir bei meinem Besuch in Frankfurt wieder alles in Erinnerung kommen würde.

Zuerst dachten wir natürlich, nur aktive Mitglieder der jüdischen Gemeinde seien verhaftet worden. In den nächsten Tagen erfuhren wir dann, daß fast alle jüdischen Männer in Frankfurt verhaftet und nach Buchenwald deportiert worden waren.

Mein Vater war Offizier im Ersten Weltkrieg gewesen, er hatte sogar das Eiserne Kreuz bekommen. Es gab damals nicht viele Offiziere jüdischer Herkunft. Man sagte uns, es würde vielleicht helfen, die Offizierspapiere und das Eiserne Kreuz an das Lager zu schicken, was wir dann auch taten. Der Mann meiner Schwester, die zu dieser Zeit in Frankreich lebte, kannte Herriot, den er in dieser Angelegenheit um Unterstützung bat. Herrlot garantierte in einem Brief, daß mein Vater nach Frankreich einreisen konnte. Wir wissen nicht, ob es dieser Brief oder die Tatsache, daß mein Vater Offizier im Ersten Weltkrieg war, seine Freilassung

bewirkte. Nach einem Monat kehrte mein Vater aus Buchenwald zurück Er war einer der ersten; die Mehrzahl der Inhaftierten war viel länger im Lager. Ein Monat ist eine relativ kurze Zeit. Für uns war es ein sehr, sehr langer Monat.

Während mein Vater im Konzentrationslager war, hörten wir, daß man auch Frauen verhaften würde. Ich ging nie aus dem Haus, ohne meiner Mutter vorher „auf Wiedersehen" zu sagen. Ich wußte ja nicht, ob ich wieder zurückkommen würde. Es war keine leichte Zeit. Die Tage, während derer mein Vater im Konzentrationslager war, waren so schrecklich, daß ich vieles einfach vergessen habe. Wahrscheinlich ist es besser so.

Als mein Vater verhaftet wurde, tat meine Mutter etwas sehr Kluges. Sie packte ihm nicht einfach einen Koffer mit einer Zahnbürste und Pyjamas, sondern gab ihm ein Beruhigungs- und ein Schlafmittel mit. Wenn er sich aufregte, konnte er ein Mittel nehmen. Dadurch mußte er in den vier Wochen im Lager viel weniger leiden als die anderen. Die meisten Männer wurden mit Lungenentzündung oder anderen Krankheiten entlassen. Mein Vater hatte noch nicht einmal einen Schnupfen. Wir sind überzeugt, daß das Beruhigungsmittel der Grund war. Mein Vater meinte später, die Beruhigungs- und Schlafmittel seien enorm wichtig für ihn gewesen, so habe er ruhig bleiben und schlafen können.

Im Lager begegneten mein Vater und mein Onkel den Jungen aus Groß-Bresen, die ebenfalls verhaftet worden waren. Darunter war auch mein Vetter. Die ganze Familie traf sich dort. Mein Vater sagte später, die Gruppe aus Groß-Bresen habe sehr viele Männer gerettet. Während der Ausbildung in diesem Lehrgut wurde großer Wert darauf gelegt, Sorge für andere zu tragen. Gleichzeitig waren wir an eine straffe Organisation gewöhnt. So konnte die Gruppe sehr viel für andere Menschen im Lager tun. Wenn beispielsweise Brot ausgegeben wurde und es nicht viel zu Essen gab, achtete die Groß-Bresener Gruppe darauf, daß jeder ein wenig Brot bekam und nicht einige Männer viel und andere gar nichts. Alle, die aus Groß-Bresen kamen, konnten gerettet werden.

Als mein Vater dann nach einem Monat aus dem Lager herauskam, sagte er als erstes: „Wir können nicht mehr in Deutschland bleiben, wir müssen hier raus." Es war das erste Mal, daß er so etwas äußerte. Man hatte ihm gesagt, er müsse so schnell wie möglich aus Deutschland auswandern. Mein Vater war Rechtsanwalt, und er wußte, daß er mit seinen beinahe sechzig Jahren in einem anderen Land nicht mehr in seinem Beruf Fuß fassen konnte. Bis er nach Buchenwald gekommen war, hatte er noch in seiner Praxis arbeiten können. Er hatte zwar weniger Klienten, und die meisten seiner Kunden waren jüdisch, aber er sagte immer: „Hier bin ich ein wichtiger Mann, im Ausland werde ich niemand sein." Außerdem fühlte er sich als Deutscher und wollte dieses Land nie verlassen. Nach Buchenwald sah er, daß es keinen anderen Weg gab. Allerdings meinte mein Vater, er werde nur nach mir gehen, ich müsse als erste heraus. Ich konnte meinen Mund nie halten und habe mich oft mit Nazis gestritten. Er hatte Angst, daß mir etwas passieren könnte, wenn ich noch bliebe.

Meine Mutter hatte schon länger daran gedacht zu emigrieren. Sie war es auch, die schon vor der »Kristallnacht« eine Nummer für die Auswanderung nach Amerika beantragt hatte, was sehr wichtig war, denn aus diesem Grund mußten wir nur ein Jahr auf unsere Visa warten. Dieses eine Jahr wollten wir jedoch nicht mehr in Deutschland verbringen. Also mußte ich so schnell wie möglich Deutschland verlassen. Ich hatte Freunde in Holland und in England, denen ich schrieb. Ich wartete auf eine Antwort. Eigentlich wollte ich lieber nach Holland. Aber ich sagte mir, wenn der Brief aus England zuerst kommt, dann gehe ich auch dorthin. Die Antwort aus England kam zuerst. Wenn ich nach Holland gegangen wäre, säße ich wahrscheinlich nicht hier, denn von Holland aus wurden die Juden ja auch ins Lager

deportiert und kamen um. So emigrierte ich im März 1939 aus Deutschland. Ich lebte ein Jahr in England und wanderte von dort im Juni 1940 nach Amerika aus.

Mein Vater emigrierte im April 1939 nach Frankreich zu meiner Schwester, während meine Mutter warten mußte, bis auch sie eine Einreisegenehmigung erhielt. Zwei Tage vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges verließ auch sie Deutschland. In Frankreich hatten meine Eltern eine sehr schwierige Zeit. Als der Krieg begann, wurde mein Vater erneut in ein Lager gebracht, als Deutscher. Während ich auf dem Schiff nach Amerika war, wurde Frankreich von den Deutschen erobert. Man sagte mir, ich würde meine Eltern nie wiedersehen. Aber sie schafften es. Meine Mutter floh unter schwierigsten Umständen nach Süden, von den Deutschen weg, durch Frankreich und Spanien nach Portugal. Wir hatten dort Freunde. Mit dem Visum, das meine Eltern damals bereits hatten, kam meine Mutter dann nach Amerika. Sie wußte nicht, wo ich war, und ich wußte nicht, wo meine Mutter war. Lange Zeit hatten wir nichts voneinander gehört. Meine Mutter lebte vorübergehend bei ihrer Schwester in New York. Plötzlich bekam sie ein Telegramm von meinem Vater, in dem er ihr mitteilte, daß die Deutschen das Lager übernommen hatten. Nach dem Motto: „Rette sich, wer kann", flüchtete mein Vater und lief mit seinen sechzig Jahren quer durch Frankreich, Wochen um Wochen, bis er endlich Spanien erreichte. Dorthin hat man ihm Geld geschickt, und so konnte auch er nach Amerika kommen.

Angelika Rieber. In Gottfried Kössler, Angelika Rieber, Feli Gürsching (Hg.), ...dass wir nicht erwünscht waren. Novemberpogrom 1938 in Frankfurt am Main. Berichte und Dokumente, Frankfurt 1993

Dank an Patinnen und Paten

für die Kostenübernahme von Stolpersteinen

Bastian Bergerhoff
Friedrich Bergerhoff
Birgitta Bolch
Eduard Bolch
Reinhard Brundig
Jutta Dittfurth
Claudia Dröge
Hermann Düringer
Siegrid Düringer
Jutta Ebeling
Kirsten Frank
Günther Frank
Beate Gottschall
Martin Grünenberg
Karen Grünewald
Mechthild Hahner
Jörg Harraschain
A.Hoffgaard-Busch
Vera Sus. Hanig
Claudia Hontschik
Rüdiger Koch
Uli Kranz
Ursula Krause-Schmitt
Roland Kunze
Marie-Luise Leberke
Mathilde Lieberz-Gross
Hans-Georg Makatsch
Stefan Mank
Mada Mevissen
Heiner Michel
Petra Mörchen
Musterschulverein e.V.
Martina Oswalt
Uwe Paulsen
Christoph Pohlmann
Willi Preßmar
Rupert von Plottnitz
Joachim Raether
Lutz Reimers
Werner Schätzlein
U. Schindelin Schweigkofler
Diana Schnabel
Sybille Schumann
Magdalene Simon
SPD Ortsverein Eschersheim
Ursula Stein
Horst Stemmler
Dieter Styra
Rainer Teusner
Hildburg Wegener
Annette Woschée
Vera Zickmann
Manfred Zieran

Dank an Bayrisches Staatsarchiv Würzburg, Fritz Bauer Institut Frankfurt, Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, Historisches Museum Frankfurt, Institut für Stadtgeschichte Frankfurt, Jüdisches Museum Frankfurt, Kontor für Geschichte „Zeitsprung“ (Heike Drummer, Jutta Zwilling) Frankfurt, Stadtarchive Rimbach, Schüchtern, Westerburg, Studienkreis Deutscher Widerstand Frankfurt, Straßenbauamt der Stadt Frankfurt, Freunde und Angehörige

Stolpersteine-Inititive Nordend/Eschersheim-Ginnheim-Dornbusch

An der Aktion waren beteiligt

Sigrid Beier
Friedrich Bergerhoff
Kirsten Bergerhoff
D.W. Dreysse
Ursula Dreysse
Marliese Goldschmitt
Graziella Gubinski
Deborah Krieg
Gisela Makatsch
Hans-Georg Makatsch
Stefan Mank
Mada Mevissen
Willi Preßmar
Helga Riebe
Katja Rödel
Hartmut Schmidt
Magdalene Simon
Hildburg Wegener
Regine Wolfart

Impressum/Kontaktadressen

Regine Wolfart, Lersnerstr. 14, 60322 Frankfurt, Tel. 060-591749 E-Mail: marcmira@t-online.de
Stefan Mank/Katja Rödel, Kurhessenstr. 59, 60431 Frankfurt, Tel. 069-95112806 E-Mail: st.mank@t-online.de
Hartmut Schmidt, Tel. 069-92107447 E-Mail: hartsch@t-online.de (Presse/Medien)

Auftakt in der Anne Frank-Schule

Roseggerstraße 17

Mathilde Cahn

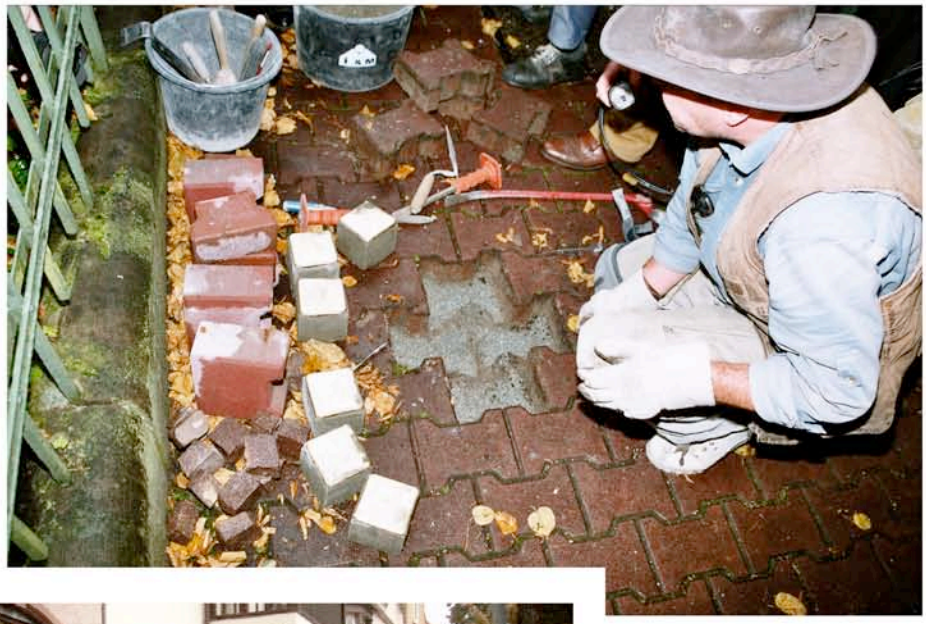
Dr.Robert Cahn

Dr.Ludwig Reinheimer

Hanna Reutlinger

Gerd Reutlinger

Rolf Reutlinger



Marbachweg 337 und 339

Alfred Max Hofmann

Babette Hofmann

Jella Held

Fuchshohl 67

Dr. Ernst Kantorowicz

Margarete Kantorowicz

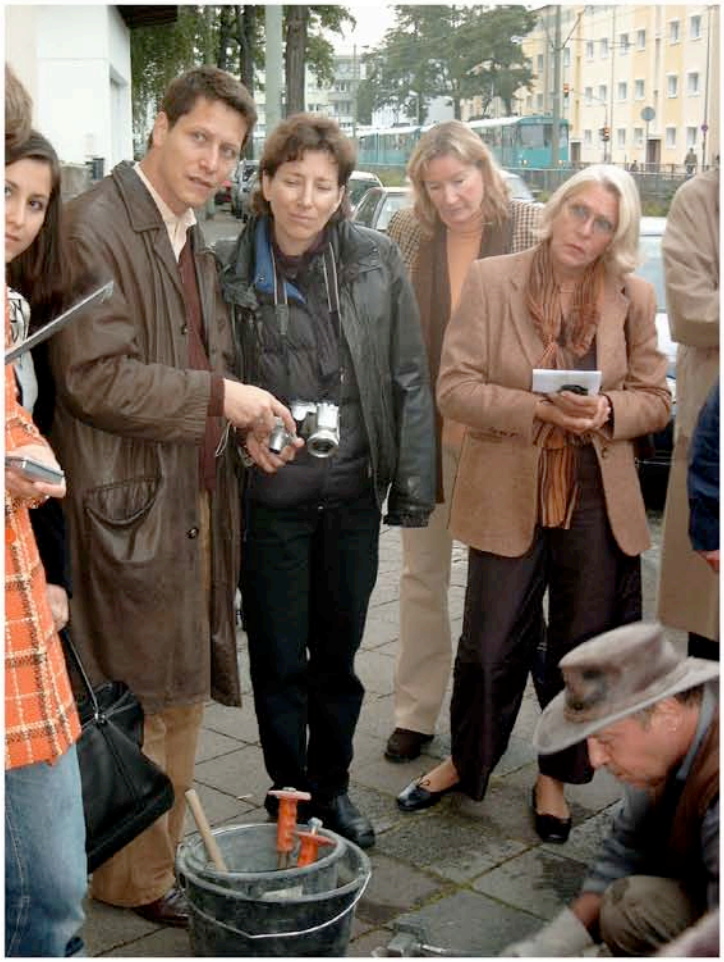
Marion Ellen Levita

Eschersheimer Landstraße 405

Rosa Grünebaum

Gerson Grünebaum

Alfred Grünebaum



Landgraf Wilhelm Straße 22

Herman Stern

Paula Stern

Hebelstraße13

Nanni Katz
Gerty Katz
Samy Katz
Hugo Rothschild
David Weichsel
Recha Weichsel
Herbert Weichsel
Moritz Viktor
Irma Viktor
Kurt Viktor
Isidor Viktor

Josef Braunschweiger
Cäcilia Braunschweiger
Josef Strauss
Bernhard Adler
Sophie Adler
Brunhilde Strauss
Helene Strauss
Moses Max Speier

Lina Neumann
Leopold Löwenthal
Settchen Neumann

Scheffelstraße 22

Recha Mannheimer

Irene Kahn

Allerheilgenstraße 26

Balthasar Sauer

Untermainkai 20

Adolf Moritz
Steinschneider

Schwarzburgstraße 50

Bernhard Becker

Fürstenberger Straße 139

Clara Stern

Elisabethenschule

Carola Domar

Stolpersteine zum Gedenken

Künstler Gunter Demnig erinnert wieder an NS-Opfer

FR 13.10.04

FRANKFURT · 12. OKTOBER · PAMI · Um an die Opfer des Nationalsozialismus zu erinnern, wird der Kölner Künstler Gunter Demnig zum zweiten Mal Stolpersteine vor den ehemaligen Häusern von Frankfurter Juden einsetzen. Insgesamt 47 Steine werden in fünf Stadtteilen auf dem Bürgersteig verlegt und mit einer Messingplatte versehen, auf denen die Namen, sowie die Geburt- und Sterbedaten der Opfer vermerkt sind.

BILD: CHRISTOPH BOECKHELER

Gunter Demnig verlegt bald zum zweiten Mal in Frankfurt Gedenksteine für NS-Opfer.

Beginn der Aktion, die bisher in 54 deutschen Städten lief, ist am Donnerstag, 14. Oktober, um 8.45 Uhr in der Anne-Frank-Schule, Fritz-Tarnow-Straße 29. Dort treffen sich Angehörige der Opfer, die jetzigen Bewohner der Häuser sowie Lehrer und Schüler der 10. Klassen. Gegen 9.15 Uhr wird Demnig dann den ersten Stein vor dem Haus an der Roseggerstraße 17 verlegen, danach folgen 16 weitere in Eschersheim, Dornbusch und Ginnheim.

Vor dem Haus an der Hebelstraße 13 werden am Freitag, 15. Oktober, ab 8.15 Uhr 22 Steine auf einmal eingelassen. Aus dem von den Nazis erklärtem „Judenhaus" wurden 22 jüdische Frankfurter deportiert und später ermordet. Acht weitere Steine werden ab Freitag im Norden und in der Innenstadt an das Terrorsystem der Nazis erinnern.

Mit dem letzten Stein, vor der Elisabethenschule, soll an die vor kurzem verstorbene Frankfurterin Carola Domar gedacht werden. Zum Abschluss der Aktion, um 19.30 Uhr, wird Peter Heusch aus dem Nachlass des jüdischen Anwalts Adolf Moritz Steinschneider lesen. Ort der Veranstaltung ist die AWO-Nord, Eckenheimer Landstraße 93.

WEITERE INFORMATIONEN gibt es bei der Bürgerinitiative Nordend/Eschersheim „Steine gegen das Vergessen" unter Telefon: 92 10 74 47.

„Steine gegen das Vergessen“ für NS-Opfer

Der Kölner Künstler Gunter Demnig verlegt 47 weitere Namenstafeln in unterschiedlichen Teilen der Stadt

VON PHILIPP SCHLÄGER

Der Künstler Gunter Demnig hat gestern mit der zwei Tage dauernden Verlegung von 47 neuen „Steinen gegen das Vergessen“ in Eschersheim, Dornbusch, Ginnheim, Nordend und der Innenstadt begonnen.

ESCHERSHEIM · 14. OKTOBER · „Es ist nicht richtig, dass Jugendliche heute nichts mehr von den Verbrechen im Nationalsozialismus wissen wollen“, sagte Demnig bei der Auftaktveranstaltung mit Gedichtrezitationen und einem Chor-Auftritt der Schüler in der Aula der Anne-Frank-Schule. Gerade in Zeiten von Ausländerfeindlichkeit sei das Thema hoch aktuell.

Schulleiterin Till Lieberz-Groß warnte davor, dass Menschen, die nicht in der medialen Öffentlichkeit vorkommen, in Vergessenheit gerieten.

Dem will Demnig mit Unterstützung der „Bürgerinitiative Stolpersteine“ auch in Frankfurt entgegenwirken. Schon im November vergangenen Jahres hatte der Künstler mit der Unterstützung zahlreicher Bürger 17 „Stolpersteine“ vor ehemaligen Wohnhäusern von Opfern des Nationalsozialismus im Nordend in die Bürgersteige eingelassen. Mehr als 4000 Steine hat der Kölner bislang in 54 deutschen Städten verlegt, um an deportierte und ermordete Juden, Roma und Sinti, Kommunisten, Homosexuelle und Opfer der „Euthanasie“ zu erinnern.

Demnig gestaltet die je 95 Euro teuren Steine, die auf ihrer Oberfläche eine Messingtafel mit Namen, Geburts- und Sterbedatum tragen, selbst und finanziert sie über Patenschaften. „Die Patenschaften zu bekommen, ist kein Problem“, meinte Magdalena Simon von der Bürgerinitiative. De- Mitglieder haben die Opfer durch Nachforschungen in NSDAP-Akten des Instituts für Stadtgeschichte ausfindig gemacht und konnten auf diese Weise die Leidensgeschichte vieler Menschen rekonstruieren.

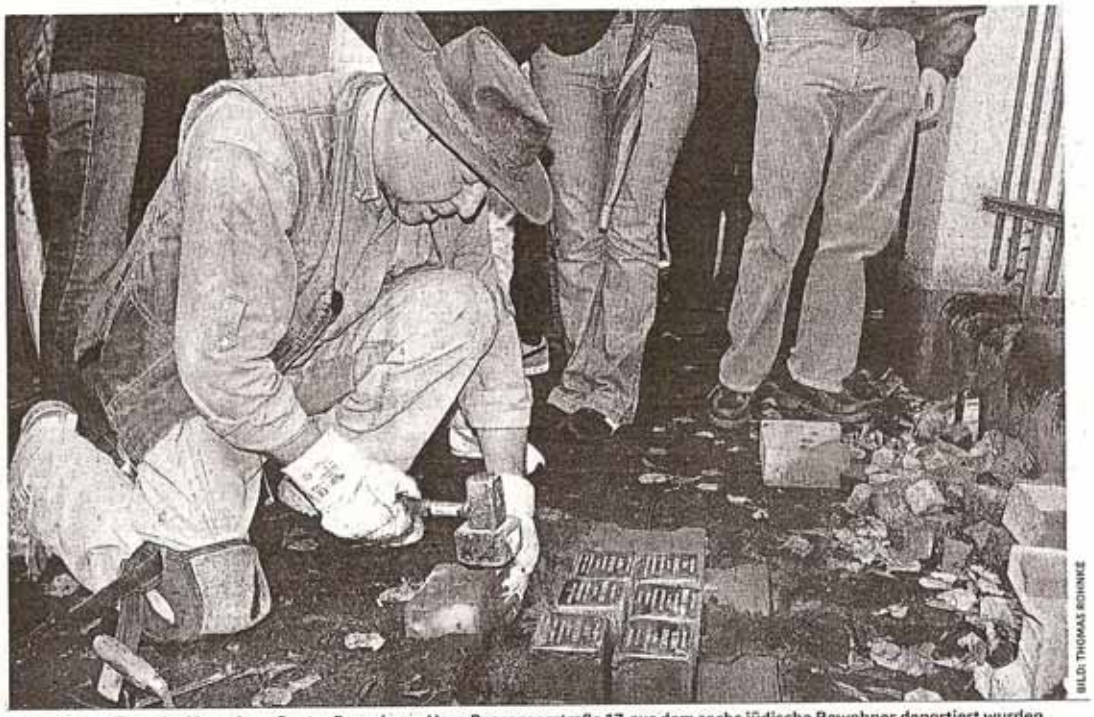


BILD: THOMAS ROHNKE

Sechs Steine für sechs Menschen: Gunter Demnig am Haus Rosseggerstraße 17, aus dem sechs jüdische Bewohner deportiert wurden.

„Es ist ein großartiges Projekt“, sagte Miriam Davis, die aus Washington, D.C. nach Frankfurt gekommen ist, um an der Gedenkveranstaltung mit Einlassung der Stolpersteine für ihre Vorfahren Alf d, Rosa und Gerson Grünbaum, die gemeinsam mit Davis' Mutter in der Eschersheimer Landstraße 405 lebten, teilzunehmen. Extra aus New York angereist ist auch ihre 25 Jahre alte Nichte Talia Baron-Hall.

„Es ist schon ein komisches Gefühl genau in der Gegend zu sein, in der möglicherweise heute noch Menschen leben, die meine Vorfahren denunziert haben könnten“, sagte sie. Dennoch sei es gut, dass nach so vielen Jahren an die Opfer erinnert werde.

ZUM ABSCHLUSS der Verlegung der Steine findet heute Abend um 19.30 Uhr eine Lesung aus dem Nachlass des von der SS ermordeten jüdischen Rechtsanwaltes Adolf Moritz Steinschneider (1894 bis 1944) in der Arbeiterwohlfahrt, Eckenheimer Landstraße 93, statt.

Mahnmal für die jüdischen Familien in der Roseggerstraße 17

Steine erinnern an die Opfer

Von Karmrin Jansen

Dornbusch. Über Erinnerungen stolpern sollen Passanten und Anwohner in Zukunft vor dem Haus Roseggerstraße 17. Sechs goldglänzende Steine erinnern dort seit gestern an das Schicksal der jüdischen Familien Cahn und Reutlinger, die während der NS-Zeit aus Frankfurt deportiert wurden. Der „Arbeitskreis Stolpersteine" ließ diese gemeinsam mit dem Künstler Günter Demnig und Schülern der benachbarten Anne-Frank-Schule, die die Patenschaft für drei Steine übernommen haben, gestern in das Kopfsteinpflaster vor dem ehemaligen Wohnhaus der Familien ein.

In Eschersheim und Ginnheim wurden weitere Steine zum Gedenken an ermordete Frankfurter Juden platziert. „Wir wollen so an die individuellen Schicksale dieser Menschen erinnern, im Gegensatz zu zentralen Gedenkstätten", erklärte Gisela Makatsch, Mitglied des Arbeitskreises. Die Idee griff sie im Nordend auf. Dort hat eine Gruppe bereits im vergangenen Jahr Stolpersteine gelegt. „Wir haben dann anhand von alten Stadtplänen die Häuser ermittelt, die schon vor dem Krieg standen und in den Datenbanken des Jüdischen Museums nach jüdischen Bewohnern gesucht." In den Entschädigungsakten des Hauptstaatsarchivs in Wiesbaden wurden dann die Adressen von Überlebenden und Angehörigen ermittelt. „Diese Anschriften haben wir dann, in der Hoffnung, dass dort noch Angehörige leben, kontaktiert und ihnen von unserem Anliegen berichtet", so Gisela Makatsch. Auf Antworten der Verwandten der Opfer musste sie meist nicht lange warten. Vier von ihnen waren gestern sogar bei der Gedenksteinlegung dabei.

Doris Cahn-Hauck, die Großnichte von Robert Cahn, an den in der Roseggerstraße 17 erinnert wird, hat ihren Großonkel und die Großtante Mathilde nie kennen gelernt. „Ich kann nur aus zweiter Hand berichten, aber mir wurde immer viel über die Familie erzählt." So hätten die Männer der Familie Cahn nie Angst vor den Nazis gehabt. Alle hatten im Ersten Weltkrieg für die Deutschen als Offiziere gedient. Der Vater von Robert sollte sogar für eine Spende ans Rote Kreuz geadelt werden. „Mit dem Abholkommando hatte niemand gerechnet." Viele Verwandte hätten es trotzdem geschafft, ihre Kinder ins Ausland zu bringen. Heute leben ihre Verwandten in England, Frankreich und den USA. Außer der alten Generation spreche niemand mehr Deutsch. „Sie haben es ihren Kindern nicht beigebracht und können heute auch nur schwer über ihre Erfahrungen sprechen. Viele fühlen sich schuldig, weil sie überlebt haben", berichtete Doris Cahn-Hauck.

Ähnliche Erfahrungen wusste auch Wilma Reutlinger, die Tochter des ermordeten Ludwig Reutlinger, zu berichten. Auch ihr Vater habe nie mit der Deportation gerechnet. Er war der Letzte aus der so genannten Zelle 8, der abgeholt wurde. „Ich habe damals als Neunjährige gesehen, wie die Cahns gegangen sind. Beim Abschied habe ich schon Angst gespürt, aber ich wusste noch nicht, wovor." Sie hat überlebt, ebenso wie Anna-Lisa Grüneberg. Mit elf Jahren wurde sie 1937 von der Eschersheimer Landstraße, wo nun ein Stein für ihre Familie liegt, in die USA geschickt. Nach Deutschland zurückkehren wollte sie nie, auch nicht für einen Besuch. Aber ihre Tochter Miriam Davis ist aus Washington gekommen. „Als meine Mutter im Juli den Brief von Frau Makatsch bekam hat, war sie sehr ängstlich und hat am ganzen Körper gezittert." Sofort gab sie ihn an ihre Tochter weiter. Sie solle sich darum kümmern, sie könne das nicht. „Ich wollte eigentlich auch nicht nach Deutschland reisen, aber das Engagement des Arbeitskreises hat mich so überwältigt", sagte Davis. Die Steine seien eine gute Verbindung von Vergangenheit zu Gegenwart und ein Zeichen der Hoffnung.

Über die Paten der Anne-Frank-Schüler, Hanna Reutlinger und ihre vierjährigen Zwillinge Gerd und Rolf, hingegen ist kaum etwas bekannt. „Wir wissen nur, dass sie 1941 in Lettland ums Leben gekommen sind", sagte Schulleiterin Till Liebertz-Groß. Es werde vermutet, dass Hanna Reutlinger für die Haundame der Cahns in die Roseggerstraße 17 gekommen sei. Aber sicher wisse das keiner. Mit den zwei Klassen der Jahrgangsstufe Zehn erarbeitete die Pädagogin im Unterricht die Kurzbiografien der Opfer und organisierte eine Gedenkfeier zu ihren Ehren in der Aula der Realschule vor der Gedenksteinlegung. Vor Angehörigen und Interessierten trugen Jasmin und Thomas aus Klasse 10a gestern Morgen Hilde Domins Gedicht „Die schwersten Wege" vor. Die Schüler Mearg und Jörgen Alexander rezitierten „Großvaters Uebersetzung". Außerdem sang der Schulchor das Anne-Frank-Lied. „Als ich von dem Projekt erfahren habe, war sofort klar, dass wir daran teilnehmen", so die Schulleiterin.

Sechs goldglänzende Steine erinnern an das Schicksal der jüdischen Familien Cahn und Reutlinger, die während der NS-Zeit deportiert wurden. Der Künstler Günter Demnig fertigte das Mahnmal. Foto: Rhode

Landmarken der Deportation

Der Kölner Künstler Gunter Demnig hat auch ins Frankfurter Pflaster „Stolpersteine" gesetzt

Über diese Stolpersteine stolpert kein Fuß – aber vielleicht das eine oder andere Gewissen eines Passanten. Aus diesem Haus sind Juden deportiert worden? Habe ich gar nicht gewußt, obwohl ich schon immer hier in diesem Viertel gelebt habe.

Jetzt kann es jeder lesen, der seinen Blick auf den Bürgersteig richtet, auf sechs messingglänzende Steine vor dem Haus Roseggerstraße 17 im Dichterviertel. „Hier wohnte Dr. Robert Cahn, Jg. 1881, deportiert 1941, Kowno, Kaunas". Weitere Steine erinnern an Mathilde Cahn sowie Ludwig, Hanna, Rolf und Gerd Reinheimer. „Stolpersteine" – Steine gegen das Vergessen. Geschaffen hat sie der Kölner Künstler Gunter Demnig. Name, Geburtstag, Datum des Abtransports, Tag der Ermordung: in Handarbeit eingraviert auf eine zehn mal zehn Zentimeter große Messingplatte, diese über einen Pflasterstein gestülpt.

Er ist an diesem Morgen nicht hundertprozentig konzentriert, der Erfinder der „Stolpersteine". Gunter Demnig, ein Mann mittleren Alters, gekleidet in eine Art Pfadfinderkluft mit breitkrempigem Hut und malerischem roten Halstuch, entschuldigt seine Versprecher vor den Schülern der 10a und 10b, die in der Aula der Anne-Frank-Realschule an der Fritz-Tarnow-Straße seinen kurzen Ausführungen lauschen, mit dem frühen Aufstehen: Er sei heute morgen aus Köln angereist. Aber dann findet Demnig doch noch die richtigen Sätze, schließlich hat er seine Geschichte schon unzählige Male erzählt: in Hamburg, in Freiburg, in Leipzig, in 54 deutschen Städten bisher. Wie er 1990 in Köln eine farbige „Erinnerungsspur" gelegt hat zum Ort der ersten Deportation in Köln, Mai 1940, ein Transport von Sinti und Roma in den Osten, eine Art Generalprobe für die späteren Judentransporte. Zigeuner? Hat's in unserem Viertel nicht gegeben, sagte damals eine Bewohnerin zu Demnig. Hat es aber doch, die Frau hat es nur nicht bemerkt oder hat es verdrängt. Und so kam der Künstler auf das Thema seines Lebens, auf die „Stolpersteine", über die das Bewußtsein der Zeitgenossen stolpern sollte. Es sind Erinnerungssteine im Boedstein geworden, weil Erinnerungstafeln an den Häusern kaum durchzusetzen sind. Die Hausbesitzer sind in der Regel dagegen, weil sie Ärger und eine Wertminderung ihrer Immobilie befürchten.

Mehr als 4000 Erinnerungssteine hat Demnig bisher geschaffen. 95 Euro kostet ein Exemplar, in den meisten Fällen verlegt Demnig die Steine selber, finanziert werden die Aktionen in der Regel von Spendern. Die Sache ist längst ein Selbstläufer geworden, Demnig kann sich vor weiteren Bestellungen gar nicht mehr retten. Inzwischen habe er schon für November 2005 Termine für das Einfügen von Stolpersteinen verabredet, erzählt er den Schülern in der Anne-Frank-Aula. Die haben für diesen Anlaß ein Lied eingeübt, ein Lied, das von Anne Frank handelt, der Namensgeberin ihrer Schule, einem Mädchen aus Frankfurt, das in Amsterdam verhaftet und von dort aus deportiert worden ist. „Drei Jahre lebte sie dort und träumte von einem anderen Ort." 18 Mädchen und Jungen umfaßt der Chor, weit mehr als die Hälfte – man

> Ende vergangenen Jahres hatte eine Initiative im Nordend die Stadt um Erlaubnis gebeten, einige „Stolpersteine" als Erinnerungszeichen in das Pflaster einsetzen zu dürfen. Das Kulturdezernat und der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde, Salomon Korn, haben das Vorhaben explizit gutgeheißen.

sieht es an den Gesichtern und der Hautfarbe – sind Ausländerkinder oder Kinder, deren Eltern oder Großeltern Zuwanderer gewesen sind. Was sie wohl denken? Wissen sie, daß auch sie in jener unseligen Zeit vermutlich aufs höchste gefährdet gewesen wären?

Jetzt, nach der schlichten Gedenkstunde in der Aula, beginnt für Demnig die eigentliche Arbeit. Und es ist wirkliche Arbeit, vor dem Haus Roseggerstraße Pflastersteine aus dem Bordstein zu hebeln, in die Lücke die „Stolpersteine" zu setzen und die Bodendecke wieder ordentlich zu schließen. Demnig gießt Zement in die Fugen. „Wenn's geregnet hat, klebt das ersticklastig. Da braucht man eine Flex, um die Steine wieder rauszukriegen", sagt er. In Halle an der Saale haben Unbekannte einmal acht Steine herausgebrochen. Warum? Keine Ahnung, Demnig weiß es nicht. Dafür weiß er um so genauer, warum in München die „Stolpersteine" wieder entfernt worden sind. Der Stadtrat hat es mit den Stimmen von SPD, CSU sowie FDP und dem Segen von Oberbürgermeister Christian Ude (SPD) angeordnet, nachdem die Vorsitzende der dortigen Jüdischen Gemeinde geäußert hatte, das Andenken der Ermordeten werde mit den Füßen getreten, wenn Passanten über die „Stolpersteine" liefen. Darüber gab es eine erregte öffentliche Debatte, nicht nur in München.

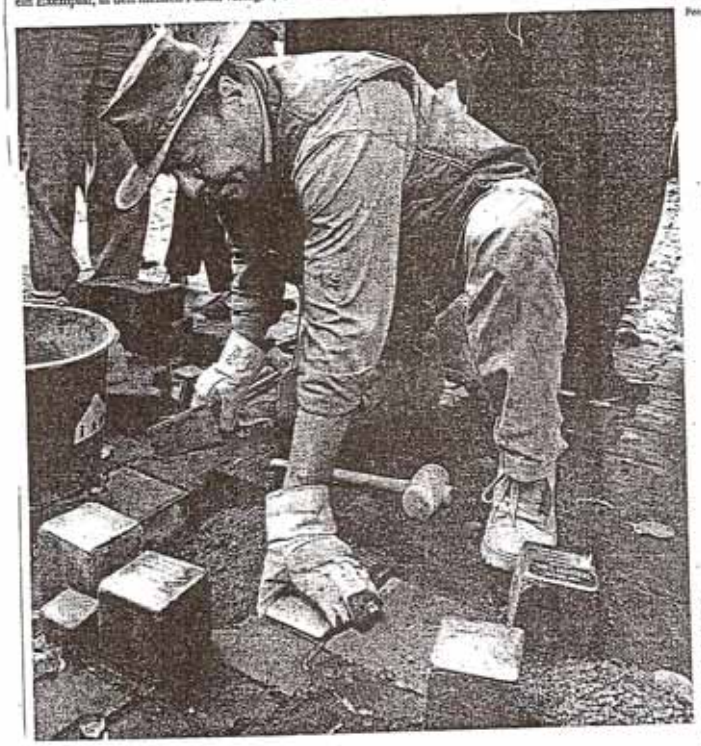
In anderen Städten – außer in Leipzig – sind derartige Bedenken nicht erhoben worden. In Frankfurt haben im Gegenteil das Kulturdezernat und der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde, Salomon Korn, die Steinlegung explizit gutgeheißen, als Ende vergangenen Jahres eine Initiative im Nordend Demnig zum ersten Mal eingeladen und in diesem Zusammenhang die Stadt um Erlaubnis gebeten hatte, im öffentlichen Raum – denn dies sind Bürgersteige – einige „Stolpersteine" als Erinnerungszeichen in das Pflaster einsetzen zu dürfen. Die damals vom Straßenbauamt erteilte Genehmigung hat jetzt die Initiative in Eschersheim für ihre Aktion in Anspruch genommen.

Während Demnig vor den Augen von Schülern und Lehrern der Anne-Frank-Schule sowie Mitgliedern der Eschersheimer Initiativgruppe und Anwohnern mit Steinmeißeln und Kelle hantiert, erzählt die Großnichte vom Schicksal Robert und Mathilde Cahns. Daß diese sich nie als Juden gefühlt hätten, daß es viele patriotisch gesinnte Offiziere in der Familie gegeben habe, daß der Großonkel und die Großtante der freireligiösen Gemeinde angehört hätten. Trotzdem wurde die Familie immer stärker bedrängt, man nahm ihr das eigene Haus weg und zwang sie mehrmals, woanders hin zu ziehen, zuletzt in das Haus Roseggerstraße 17, ein sogenanntes Judenhaus, in welches Juden aus Frankfurt und der Region gepfercht wurden, bevor die meisten schließlich mit der dritten großen Deportation aus Frankfurt im November 1941 gen Osten in den Tod verschickt wurden.

Endlich sind die „Stolpersteine" gesetzt, ein rechtes Stück Arbeit für Demnig. Doch sein Frankfurter Werk sollte an diesem Tag noch nicht zu Ende sein. Am Nachmittag setzte er weitere Steine vor den Häusern Marbachweg 337 und 339, Fuchshohl 67, Landgraf-Wilhelm-Straße 22 und Eschersheimer Landstraße 405, am darauffolgenden Tag vor dem Haus Hebelstraße 13 und sieben weiteren Häusern im Nordend. Es dürfte nicht sein letzter Frankfurt-Einsatz gewesen sein.

HANS RIERSAMEN

Foto Cornelia Sick



Erinnerungsarbeit: Gunter Demnig verlegt an der Roseggerstraße seine „Stolpersteine". Sie sollen an Bürger erinnern, die von den Nationalsozialisten verschleppt wurden.

Jud. Abg. 53/04 16.8.04 S. 20

Am Anfang ist die Neugier

Wie verlegt man einen Stolperstein? Erfahrungen eines Arbeitskreises in Frankfurt

VON SABINE DEHM

Stefan Mank ist ein politisch interessierter und engagierter Mensch. Er studiert Geschichte und Politik an der Frankfurter Universität und ist Vorstandsmitglied in seinem SPD-Ortsverein. Eines Tages, Ende des vergangenen Jahres, las der Dreißigjährige einen Artikel über das Stolperstein-Projekt des Kölner Künstlers Gunter Demnig in der *Frankfurter Rundschau*. Mank erfuhr, daß eine Arbeitsgemeinschaft im Frankfurter Stadtteil Nordend Steine zur Erinnerung an im Nationalsozialismus ermordete jüdische Nachbarn verlegt hat. „Warum machen wir das nicht auch bei uns", fragte sich Mank, der im Stadtteil Eschersheim wohnt.

Stefan Mank nahm Kontakt zur Arbeitsgemeinschaft im Nordend auf und besuchte ihr nächstes Treffen. Dort erfuhr er, daß sich in seinem Ortsbezirk mit den Stadtteilen Eschersheim, Dornbusch, Ginnheim gerade eine Gruppe in der Gründungsphase befand. Beim ersten Treffen war der Student dabei und brachte auch gleich seine Freundin Katja Rödel, 32, und die gemeinsame Freundin Deborah Krieg, 31, mit. Die beiden Historikerinnen wie auch Mank interessieren sich besonders für jüdische Themen. Die drei waren länger freiberuflich für die *Jewish Claims Conference* tätig. Deborah Krieg arbeitet in der *Jugendbegegnungsstätte Anne Frank* in Frankfurt am Main.

Die erste Zusammenkunft des neuen Arbeitskreises Stolpersteine war ein Sondieren. „Wir mußten uns erst einmal kennenlernen und wollten klären, wie man die Sache anpacken kann", sagt Katja Rödel. Die Erwartungen waren nicht groß gewesen, deshalb waren die beiden Frauen sehr positiv überrascht wie konstruktiv das erste Treffen bereits verlief. „Es wurden gleich Aufgaben verteilt", erzählt Deborah Krieg.

Zuerst ging es darum herauszufinden, wo Juden in dem Stadtteil zuletzt freiwillig gelebt hatten. Für diese Recherchearbeit konnten die drei Historiker wertvolle Tipps geben. Sie wußten, daß es im *Jüdischen Museum Frankfurt* eine Datenbank deportierter jüdischer Bürger mit Kurzbiografien gibt. Katja Rödel besorgte Frankfurter Stadtpläne aus dem Jahr 1936 aus dem *Institut für Stadtgeschichte* und es wurde eingeteilt, wer für welche Gebiete zuständig ist. Alle Mitglieder des Arbeitskreises stürzten sich in die Recherche für ihre Straßen. Neben der Deportiertendatenbank dienten auch die Entschädigungsakten im *Hauptstaatsarchiv Wiesbaden* als Quelle. Die Nachforschungen waren nicht einfach. Die Straßennummerierung hat sich im Laufe der Jahrzehnte verändert. So war es oft schwierig herauszufinden, ob Juden dort wirklich länger gewohnt hatten oder die Wohnung im Stadtteil nur eine Zwischenstation gewesen war.

Die Mitglieder der etwa zehnköpfigen Arbeitsgruppe engagieren sich aus unterschiedlichen Motiven für das Stolperstein-Projekt. Die drei Historiker unter ihnen beschäftigen sich schon seit Jahren intensiv mit Einzelschicksalen jüdischer Naziopfer. Herauszufinden, wo ihre jüdischen Nachbarn gewohnt haben, gehört für sie fast zum Beruf.

Setzen Stolpersteine in Frankfurt am Main: Die Historikerinnen Katja Rödel (l.) und Deborah Krieg

Foto: dpa, Sabine Dehm (4)

Der Großteil der Gruppe ist aber über sechzig Jahre alt. Für sie bedeutet die Arbeit am Stolperstein-Projekt und die Erforschung von Einzelschicksalen eine neue Erfahrung. „Wir haben uns immer für das Schicksal der Juden interessiert, aber aktiv haben wir noch nie eigene Recherchen angestellt", erklärt der pensionierte Jurist Hans-Georg Makatsch. Besonders schokkiert waren er und seine Frau Gisela als sie erfahren haben, wie Verfolgung und Deportation in ihrem Stadtteil umgesetzt wurden. „Das geht einem noch näher, wenn man sich mit dem Schicksal der jüdischen Nachbarn aus der eigenen Straße beschäftigt." Das Ehepaar Makatsch nahm die Arbeit an dem Projekt auch zum Anlaß, zu Überlebenden Kontakt aufzunehmen. Sie stehen in Verbindung mit einer Jüdin, die den Holocaust unerkannt überlebt hat.

Über ihre Erfahrungen und die Rechercheergebnisse sprachen die Mitglieder bei den monatlichen Treffen des Arbeitskreises intensiv. Nach einigen Wochen hatte jeder eine Liste von jüdischen Nachbarn zusammengestellt. Dann ging es darum, zu entscheiden, welchen Opfern ein Stolperstein gewidmet werden sollte. Die Auswahl unterlag einfachen Kriterien. „Wer lebte näher an unserem Haus oder über wen wußten wir am meisten?" beschreibt Katja Rödel beispielhaft zwei Kriterien. In dieses Raster paßt das Ehepaar Alfred Max und Babette Hofmann, deren Sohn und zwei Töchtern die Flucht in die USA beziehungsweise nach Südafrika gelang. Alfred Hofmann und seine Frau hingegen wurden am 1. September 1942 im Alter von dreiundsechzig und siebenundsechzig Jahren bei der achten großen Deportation aus Frankfurt nach Theresienstadt verschleppt, wo beide wenige Wochen darauf starben. Für sie wird ein Stolperstein in der Eschersheimer Landstraße verlegt.

Bei praktischen Fragen griffen die Eschersheimer auf das Wissen der Kollegen aus dem Nordend zurück, die das Prozedere bereits kennen. Aus welchem Material ist der Stein? Was sollte drauf stehen? Sie stellten auch den Kontakt zu Gunter Demnig her, der Mitte der neunziger Jahre die Stolpersteine als Kunstprojekt ins Leben rief. Finanziert wird die Verlegung durch Spenden. Die Patenschaft für einen Stein kostet fünfundneunzig Euro. Alle Steine sind bereits von Mitgliedern des Arbeitskreises oder Bekannten finanziert. Die Verlegung von achtzehn Steinen erfolgt am 14. Oktober. Mit dabei sein werden Schüler der *Anne-Frank-Schule*.

Widerstand gegen das Stolperstein-Projekt wie in München gibt es in Frankfurt nicht. Im Gegenteil: Stadt und jüdische Gemeinde begrüßen das Projekt. Die Mitglieder des Arbeitskreises jedenfalls hoffen, daß möglichst viele Nachbarn auf das Projekt aufmerksam werden. Denn an die Menschen im Stadtteil richtet sich das Projekt vor allem. „Sie sollen über die Geschichte stolpern, sich dabei aber nicht weh tun, sondern auf das Schicksal ihrer jüdischen Nachbarn aufmerksam gemacht werden", faßt Katja Rödel zusammen.

Die Steine erinnern aber nicht nur an die Vergangenheit, sie haben auch eine praktische Funktion in der Gegenwart: sie schweißen zusammen. Die Mitglieder des Arbeitskreises sind sich sicher, daß ihr Stolperstein-Projekt mit der Steinverlegung nicht abgeschlossen ist. „Wir werden uns wieder zusammensetzen und sehen, wer Interesse hat weiterzumachen", sagt Hans-Georg Makatsch. „Es gibt noch so viele jüdische Nachbarn. Wir haben ja erst mit Einigen angefangen", meint auch Katja Rödel.

www.stolpersteine.com

Inhalt

Stolpersteine des Künstlers Gunter Demnig	2
Initiative „Stolpersteine“	3
Die Orte der Neuen „Stolpersteine“ in Frankfurt	4
Gedichte, vorgetragen in der Anne-Frank-Schule	5
Roseggerstraße 17: Robert und Mathilde Cahn	6
Roseggerstraße 17: Ludwig Reinheimer	8
Roseggerstr. 17: Hanna, Gerd und Rolf Reutlinger	9
Marbachweg 337: Alfred und Babette Hofmann	10
Marbachweg 339: Jella Held	10
Fuchshohl 67: Ernst und Margarete Kantorowicz, Marion Ellen Levita	11
Landgraf-Wilhelm-Straße 22: Hermann und Paula Stern	12
Eschersheimer Landstraße 405: Auf der Suche nach der Grünebaum-Familie	13
Hebelstrasse 13: Zur Geschichte des Hauses und seiner Bewohner/Innen	16
Scheffelstr 22: Irene Kahn und Recha Mannheimer.	22
Allerheiligenstrasse 26: Balthasar Sauer	26
Stoltzestrasse 14: Wilhelm Latsch	27
Untermainkai 20: Adolf Moritz Steinschneider, Auszüge aus Briefen	28
Schwarzburgstrasse 50: Bernhard Becker, Ansprache von Pfarrer Raimund Falk	31
Fürstenbergerstraße 139: Klara Stern	34
Elisabethenschule, Vogtstraße 35-37: Carola Domar	35
Dank/Impressum/Kontaktadressen	41
Fotodokumentation	42
Pressespiegel	55